

Viersener Frauen



Schreiben Geschichte

50 Jahre danach
Kriegsende und Neubeginn 1945
Zeitzeuginnen berichten

- Erweiterte Neuauflage -

Stadt  Viersen

Gleichstellungsstelle

Impressum: Stadt Viersen

Der Bürgermeister

**Bürgerbüro
Gleichstellungsstelle
Bettina Gläser-Kurth
Rathausmarkt 1
41747 Viersen**

Fotos aus: Ludwig Hügen; Der Krieg geht zu Ende;

Viersen 1974 (1. Auflage)

Stadtarchiv Viersen

Juli 2013 8. Auflage

Vorwort zur 8. Auflage

Im November 1995 erschien die Broschüre „Viersener Frauen schreiben Geschichte“ erstmals. In den vergangenen 18 Jahren wurde sie stetig erweitert. Nun berichten elf Zeitzeuginnen über das Kriegsende und den Neubeginn 1945.

Ein herzlicher Dank gilt Margret Hesse. Sie hat unermüdlich Zeitzeuginnen interviewt, die Erfahrungsberichte aufgeschrieben und für diese Publikation zur Verfügung gestellt.

Nach wie vor dokumentiert diese Lektüre weibliche Lebenswege in schwierigen Zeiten.

Die Berichte machen deutlich, dass Frieden, Wohlstand und soziale Sicherheit nicht selbstverständlich sind. Sie zeigen aber auch auf, dass es in Notzeiten andere Werte und Gesetzmäßigkeiten gab.

Gegenseitige Unterstützung und enger Zusammenhalt sicherten das Überleben und machten einen Wiederaufbau erst möglich.

Wir können alle von dieser starken Frauengeneration lernen.

Viersen, im Juli 2013



Bettina Gläser-Kurth

Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Viersen

Liebe Leserin, lieber Leser!

Diese Dokumentation entstand auf der Grundlage einer Veranstaltungsreihe „50 Jahre danach - Kriegsende und Nachkriegszeit in Viersen“, die von der Volkshochschule, dem Stadtarchiv und der Gleichstellungsstelle gemeinsam durchgeführt wurde.

Dabei war es ein besonderes Anliegen, Frauen, die diese Zeit in Viersen erlebten, zu Wort kommen zu lassen.

Denn es waren vor allem Frauen, die gemeinsam mit älteren Menschen, Kinder und Kranken in den Städten geblieben waren und das tägliche Leben aufrechterhielten.

In den hier vorliegenden Berichten von Zeitzeuginnen soll das Kriegsende und die Nachkriegszeit wieder lebendig werden, damit unsere Geschichte - die auch aus persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen besteht - nicht in Vergessenheit gerät.

Dies konnte nur gelingen, indem engagierte und interessierte Bürgerinnen bereit waren, ihre Lebensgeschichten niederzuschreiben.

Mein Dank gilt allen Frauen, die an dieser Dokumentation mitgewirkt haben; Margret Hesse, Lieselotte Kleu, Gertrud Herrmanns und ihre Enkelin Nicola Schmitz, Josefine Viehoff und Erika Zachau sowie Lioba Lichtschlag und Gisela Dumoulin, die diese Zeit zwar nicht in Viersen erlebten, mir aber vielfältige Unterstützung gaben.

Die Berichte basieren auf den persönlichen Erlebnissen der Verfasserinnen und geben deshalb deren Meinungen und Erfahrungen wieder.

Die ergänzenden Fotos wurden vom Archiv der Stadt Viersen und von Ludwig Hügen aus seinem Buch „Der Krieg geht zu Ende“ zur Verfügung gestellt.

Viersen, im November 1995



Brigitte Kamps-Kosfeld
Gleichstellungsbeauftragte

Inhalt

Frauen am Ende des Krieges

von: Margret Hesse geb. Cranen.....7

Das Leben ringsum war dürrtig

von: Lieselotte Kleu.....34

„Zustand ernst - Ehefrau erwünscht“

von: Gertrud Herrmanns,geb. Dohr

aufgezeichnet von der Enkelin: Nicola Schmitz.....37

Die letzten Tage des Februars 1945

von: Josefina Viehoff.....40

„Prägende Jahre“

von: Erika Zachau.....42

Es war eine schlimme Zeit

von: Ingrid Rogowski.....51

Feindsender

von: Elisabeth Boekers.....54

Kinderlandverschickung

von: Christine Gaspers.....59

Frauen und Kinder am Ende des Krieges

von: Helga Paschmanns.....63

Ostpreußen – meine Heimat – von dort vertrieben

von: Schwester Anselma, Augustinerin, Neuß.....71

Königsberg – Ostpreußen, meine Heimat, Viersen, mein Zuhause

von: Lieselotte Küppers, geb. Schibath.....75

Pressespiegel

Frauen am Ende des Krieges

- Der Wiederaufbau
- Kindheit im Krieg und in der Nachkriegszeit

von: Margret Hesse geb. Cranen

Allgemeines

Ich bin Jahrgang 1935 und war 4 1/2 Jahre als der Krieg begann. Wir - mein Vater, meine Mutter und ich - wohnten mit der Großmutter in ihrem Haus Rahserstraße 37.

1938 ist für unsere kleine Familie ein Jahr, dessen Ereignisse in der nächsten und späteren Zeit schwerwiegende Folgen haben sollten.

Mein Vater war als Sohn eines Niederländers in Süchteln geboren. Meine Mutter, seit der Heirat 1934 stets in Sorge, aus Deutschland ausgewiesen zu werden, betrieb daraufhin die Einbürgerung meines Vaters. Dem wurde durch die damalige Administration - nach Beibringung eines arischen Nachweises - 1938 entsprochen. Damit war nun auch in diesem Jahr der Zugriff frei, meinen Vater zum Bau des Westwalles einzuberufen.

Von Beruf war mein Vater Samtrauer, durch die Teilnahme am Westwallbau wechselte er 1939 als Arbeiter zur Deutschen Reichsbahn. Im ersten Kriegsjahr 1939/40 wurde er dann - da er hier schon lange dem Deutschen Roten Kreuz als Sanitäter angehörte, zu einer Sanitätseinheit nach Zakopane in Polen beordert. Hier war - so wie er später erzählte - nicht viel von Kriegswirren zu spüren.

Da die Deutsche Reichsbahn bereits sehr viel Personal durch Einzug zum Militärdienst verloren hatte, bestand die Möglichkeit, aus „kriegswichtigen Gründen“ - Soldaten vom Militärdienst zu „reklamieren“. Dies traf auch auf meinen Vater zu, und so war er zwischen 1941 und März 1943 wieder zu Hause. Am 25. März 1943 erfolgte eine erneute Einberufung in die Reizenstein-Kaserne in Düsseldorf. Ostern 1943 - am 25. April - feierte ich das Fest der Erstkommunion. An diesem Tag hatte mein Vater den letzten Urlaub. Er ging im Mai 1943 an die russische Front - im Mittelabschnitt.

Mitte Oktober 1943 erhielt meine Mutter von seiner Einheit die lapidare Mitteilung, daß mein Vater am 6. Oktober 1943 in einen russischen Hinterhalt und vermutlich in Gefangenschaft geraten sei. Später erfuhren wir, daß sich dieses im Gebiet von Newel-Tcherepowez-Wliki Wluki zugetragen habe.

Die Hoffnung wurde nun unser ständiger Begleiter, es sollte fast 13 Jahre dauern, bis ich meinen Vater wiedersehen sollte. Dazwischen jedoch lag für meine Mutter und mich eine schwere - ja manchmal trostlose Zeit.

Die schulische Situation während des Krieges und in der Nachkriegszeit

Heute ist die gängige Auffassung: Wenn ein Kind häufig die Schule wechselt, ist das nicht gut für die persönliche Entwicklung und natürlich für den Lernprozeß. Während des Krieges waren solche Erkenntnisse einfach außer Kraft gesetzt.

Am 1. August 1941 war ich schulpflichtig und wurde in die damals zuständige Schule - Diergardtschule - an der Diergardtstraße eingeschult. Das erste, was wir lernen mußten, war, wie wir uns zu verhalten hatten, wenn Luftalarm gegeben wurde. In einem solchen Fall ging es um geordnete Schnelligkeit, denn unser Luftschutzraum war ein Keller auf dem Areal der Bäckerei der Firma Kaiser's Kaffee Geschäft, und zwar unter der Zentralwäscherei. Für diesen Zweck war eigens ein Zugang unmittelbar von der Schule auf das Firmengelände geschaffen worden, denn bei Alarm ging es ja fast um Sekunden.

Eines Tages wurde auch unsere Schule bombardiert, und wir mußten nun zur Schule Schultheißenhof - heute Gelände des Amtsgerichts. Da die Klassenstärken zu dieser Zeit sowieso schon recht ansehnlich waren, herrschte, als wir nun auch noch dazukamen, eine drangvolle Enge. So wechselten wir nach kurzer Zeit zur Feldschule - etwa Winter 1943/44. Hier wurde nun im Wechsel von morgens und mittags unterrichtet. Der Weg zu dieser Schule war für uns Kinder aus dem nördlichen Stadtkern ungefähr einen Kilometer lang, und die Strecke mußte oft unter schwierigen Bedingungen (Tiefflieger, Luftalarm usw.) gemeistert werden. Doch unser Verbleib in dieser Schule war nur wenige Monate, dann wurden hier „Schanzer“ im Sprachgebrauch der Bevölkerung - offiziell waren es Deportierte aus den Niederlanden, untergebracht.

Da der Krieg immer heftiger tobte, mit Luftalarm und Luftangriffen, wurde ein langer Schulweg zu gefährlich, und so erhielten wir Unterricht in kleinen Gruppen - man kann sagen Nachbarschaften - in Privathäusern.

Meine Gruppe gehörte zum Haus Jöris auf der Nordstraße und war somit nur einen Katzensprung entfernt. Ein weiteres Problem des Unterrichts war, daß nicht genügend Lehrpersonal zur Verfügung stand und es wurden Lehrerinnen und Lehrer, die bereits pensioniert waren, wieder zum aktiven Dienst herangezogen. Der Unterricht wurde auch nicht mehr täglich erteilt, sondern nur noch jeden zweiten Tag, und ab dem Winter 1944/45 war es gänzlich unmöglich geworden, da so oft Luftalarm gegeben wurde, daß es zu gefährlich wurde, das Haus für einen längeren Weg zu verlassen.

Im Februar 1945 erfolgten dann zwei große Luftangriffe auf Viersen, und zwar am 9. und am 24. Februar. Nur ein, zwei Tage nach dem letzten Angriff hörten wir das dumpfe Grollen von Granatbeschuß, der dann in den darauffolgenden Tagen immer näher kam und stärker wurde. Am 1. März 1945 erfolgte der Einmarsch der Amerikaner in unser Stadtgebiet, und ich erinnere mich, daß ich um 17 Uhr das erste amerikanische Fahrzeug - ein Geländewagen mit Zwei-Mann-Besatzung - in der Rahserstraße zwischen Nord- und Florastraße sah.

Auch in den folgenden Monaten gab es keinen Unterricht. Erst am 18. August 1945 war es dann wieder so weit, daß wir unterrichtet werden konnten. Schulen, die im Stadtkern nicht zerstört wurden, waren die Kloster- und die Körnerschule. In die Klosterschule gingen die Kinder des nördlichen Stadtzentrums und in die Körnerschule die des südlichen Stadtkerns.

Es herrschte auch nun wieder Raumnot, und so war es keine Seltenheit, daß die Klassenräume, die für maximal 35 bis 40 Schüler ausgelegt waren, nun mit 60 und mehr Kindern besetzt wurden. So war nun auch wieder für eine lange



Notküche im Luftschutzbunker

Zeit Schichtunterricht morgens und mittags. Und noch eine Neuerung vollzog sich, die Bekenntnisschulen wurden wieder eingeführt, und von jetzt an wurden Jungen und Mädchen getrennt unterrichtet.

Aber auch für unser „leibliches Wohl“ wurde nun gesorgt. Fast alle Kinder waren unterernährt, und an ein Pausenbrot war nicht zu denken. In dieser Zeit bekamen wir jeden Morgen oder Nachmittag den „segensreichen Löffel“. Jedes Kind hatte einen Löffel mitzubringen, damit der Lebertran so pur und ohne jeglichen Geschmacksveränderer auch verabreicht werden konnte. Da konnte man nur mit der anderen Hand die Nase zuhalten und schlucken. Später, als die Spenden aus Amerika kamen, erhielten wir eine warme Suppe und erschienen so jeden Tag mit dem Kochgeschirr in der Schule oder, wie man in Viersen sagte, mit dem „Knur“ oder „Knibbel“. Die Schulspeisung wurde im Keller der städtischen Festhalle in einer Großküche von der bekannten Viersenerin Agnes van Brakel gekocht.

Je zwei Kinder einer Klasse zogen so zur Festhalle, holten die großen Suppenbehälter und brachten sie später wieder dorthin zurück. Gelegentlich gab es zur Suppenration auch noch mal einen Riegel Schokolade oder einige Erdnüsse. Für uns Kinder nie gekannte Genüsse, die aber meistens mit nach Hause genommen wurden, um den Angehörigen auch eine Kostprobe zu gönnen.

Erst nach der Währungsreform - Juni 1948 - begann sich die Lage etwas zu bessern, aber es gab noch immer Lebensmittelkarten. Es setzte eine rege Bautätigkeit ein.

Zu unserer schulischen Entwicklung sei noch zu sagen: Wir bekamen in der Klosterschule eine feste Klassenlehrerin in den Hauptfächern. Sie hat uns gut auf das Leben vorbereitet trotz widriger Umstände, z.B. keine Lehrbücher, keine Hefte usw.. Beschrieben wurde alles, was sich dazu eignete, und wenn es die abgeschnittenen Ränder alter Zeitungen waren. Eines aus diesen Jahren ist mir noch sehr gut in Erinnerung. Unser täglicher Unterricht - der ja nach dem Krieg mit einem Gebet begann - fand danach immer seine Fortsetzung in ein bis zwei Stunden Bibelunterricht. Vielleicht, so denke ich heute, meinte die gute Frau, daß wir das in den Jahren zuvor in katholischer Religion Versäumte nun nachzuholen hätten. So ist es mir heute noch - nach knapp 50 Jahren - möglich, die Bibeltexte teilweise auswendig zitieren zu können.

1950 wurde ich am 25. März aus der Schule entlassen, und unter meinem Zeugnis stand: „Die Schülerin wird nach 7 1/2jährigem Schulbesuch aus dem 8. Schuljahr entlassen“. Damit begann für mich ein weiterer Lebensabschnitt.

Luftalarm, Bombenabwürfe, Bombenangriffe, Terror aus der Luft

Luftalarm und Tiefflieger sind zwei Begriffe, die auch lange Zeit nach dem Krieg noch nachgewirkt haben. So erschrak ich beim Ertönen einer Sirene auch noch viele Jahre später. Erst allmählich verlor sich die Angst, die sich tief im Unterbewußtsein festgesetzt hatte.

In den ersten beiden Kriegsjahren waren gezielte Angriffe noch nicht festzustellen. Ich erinnere mich, daß zu den ersten Bombenopfern Bewohner eines Hauses im Ortsteil Hamm gehörten und es noch eine Sensation darstellte; denn wir gingen damals dorthin, um uns die Schäden anzusehen; es hatte ja bis dahin niemand die direkte Vorstellung von den Auswirkungen einer Bombe. Das sollte sich aber ganz schnell ändern. Am 27. Dezember 1941 wurde ein britischer Bomber über dem Stadtgebiet abgeschossen und stürzte im Stadtzentrum in die Heimbachstraße. Er streifte dabei die Villa Heine - später VHS-Haus - und lag vor den Häusern Heimbachstraße 5a/5b.

Da mein Vater zu der Zeit zu Hause und ausgebildeter Sanitäter war, wurde er zur Bergung der betroffenen Opfer sofort mit eingesetzt. Es muß höchst dramatisch gewesen sein; denn er erzählte, daß der Bomber wohl gerade noch über die Festhalle hinweggekommen sei, ehe er aufschlug und auslaufender Treibstoff in die Keller der angrenzenden Häuser floß und sofort brannte, so daß die Menschen, denen der Keller als Schutzraum diente, nur noch tot (zwei Personen) oder mit schwersten Verbrennungen geborgen werden konnten. Gleichzeitig brannte auch das Flugzeug, und niemand wußte, ob nicht noch eine große Explosion bevorstand; denn man wußte ja nicht, was noch an Sprengstoff an Bord war. Wie mein Vater erzählte, sei die Besatzung des Flugzeuges tot gewesen, und der Pilot habe noch angeschnallt in seinem Sitz gesessen.

Die Spuren dieses Absturzes sind noch mehrere Jahrzehnte an der Hauswand dieses städtischen Gebäudes sichtbar gewesen und werden heute gnädig durch eine Hauswandbegrünung verdeckt.

Bereits im Sommer 1941 hatte es an fast der gleichen Stelle schon einen Bombenabwurf mit verheerenden Folgen gegeben. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli 1941

erhielt das Haus der Kinderärztin Boxbüchen einen „Volltreffer“ - so nannte man das damals (nach dem Krieg wieder aufgebaut - Kinderarztpraxis Dr. Kinner). Die beliebte Kinderärztin verlor dabei ihren Mann und wurde selbst schwer verwundet. Sie verlor einen Arm. Später wohnte Frau Dr. Boxbüchen in der Remigiusstraße.

Mit fortwährendem Verlauf des Krieges - mein Vater war inzwischen wieder zum Kriegsdienst eingezogen worden - wurden die Luftalarme tagsüber und auch nachts häufiger. Ich erinnere mich, daß meine Mutter und auch die übrigen Hausbewohner, ebenso auch ich, schon beim Geräusch eines Flugzeuges und dem ersten Sirenen-ton nachts aus dem Bett sprangen und in die Kleider „fuhren“; denn es mußte alles sehr schnell gehen, um in kürzester Zeit in den Schutzraum zu gelangen. Unser Schutzraum war ein Gewölbekeller unter dem Haus, den mein Vater zusätzlich mit dicken Eisenbahnschwellen abgestützt hatte. Außerdem waren die angrenzenden Häuser mit einem sogenannten Durchbruch - der im Notfall von einem in das nächste Haus führte - verbunden, um im Falle der Bombardierung noch eine Fluchtmöglichkeit zu haben.

Da früher nicht alle Häuser in der Nachbarschaft unterkellert und somit auch nicht überall Schutzraum vorhanden war, verpflichteten wir uns, aus der Nachbarschaft noch sechs Menschen mit in unseren Schutzraum aufzunehmen. Dieser Raum war nun für die damaligen Verhältnisse recht „wohnlich-zweckmäßig“ eingerichtet worden. Regale mit Eß- und Trinkbarem für alle Fälle, Kerzen und mehrere Petroleumlampen, Decken, Sessel, Stühle und ein altes Sofa, und wenn das elektrische Licht ausfallen sollte, Essigwasser und Tücher, die im Notfall mit dem Essigwasser getränkt vor Mund und Nase gebunden werden konnten. Im Vorraum zu diesem Keller waren Säcke mit Sand und Eimer mit Wasser sowie sogenannte Feuerpatschen. Auch war die Kennzeichnung des Schutzraumes Pflicht, und so waren an der straßenseitigen Hauswand bei jedem Haus die Buchstaben - V - für vorne, - H - für hinten - mit einem entsprechenden Pfeil aufgemalt, der auf die Lage des jeweiligen Schutzraumes verwies.

Wenn wir uns zu Beginn eines Luftalarms dort alle eingefunden hatten, war es eine Selbstverständlichkeit geworden, als erstes ein komplettes Rosenkranzgebet zu verrichten. Erst wenn klar war, daß keine Gefahr mehr zu erwarten war, wurden Anekdoten und Erlebnisse aus vergangener Zeit erzählt. Für mich als einziges Kind in der Runde immer eine aufregende Sache. Sollte auch einmal etwas nicht so Stubenreines erzählt werden, dann hieß es: „Kiek ens, of dat Kleen schlip, denn kleene Keetele hadde gru-ete U-ere!“

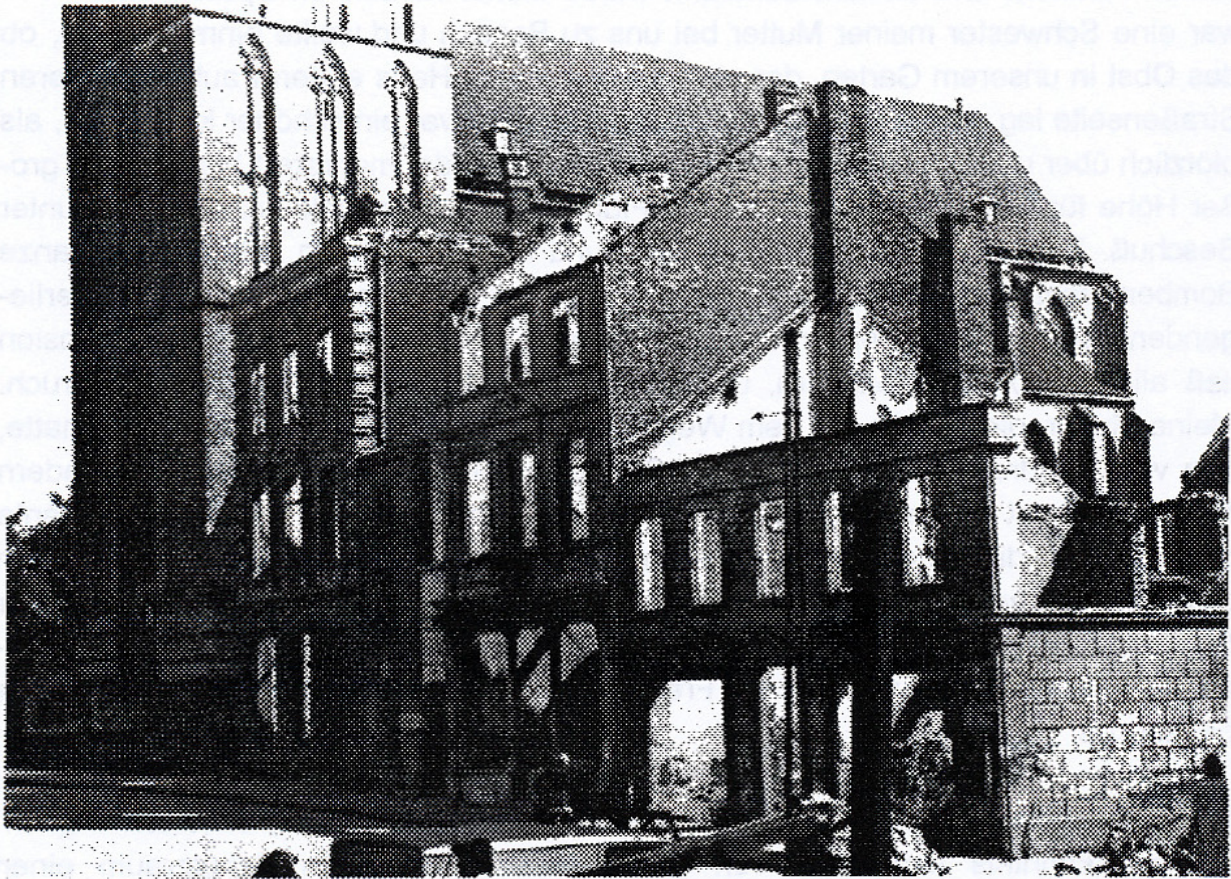
Da ja mit der Zeit die Lebensmittel und überhaupt eßbare Dinge immer knapper wurden, brachte doch jeder hin und wieder etwas mit in den Keller und verteilte es an alle.

In der zweiten Jahreshälfte 1944 wurde es dann schon schlimm. Der Abstand zwischen Voralarm und akutem Luftalarm wurde immer kürzer. Im Spätsommer 1944 war eine Schwester meiner Mutter bei uns zu Besuch und wollte einmal sehen, ob das Obst in unserem Garten, der etwa 50 Meter vom Haus entfernt auf der anderen Straßenseite lag, schon bald zum Ernten reif sei. Es war ein schöner klarer Tag, als plötzlich über uns, ehe überhaupt Alarm gegeben wurde, mehrere Flugzeuge in großer Höhe für uns sichtbar wurden. Die Flugabwehr - kurz Flak - nahm diese unter Beschuß. Eine Maschine wurde getroffen und ließ dabei noch schnell ihre ganze Bombenfracht fallen. Eine dieser Bomben schlug in Anbauten der uns gegenüberliegenden Häuser, die fast bis an unseren Garten reichten. Die nun folgende Explosion ließ alles im Umkreis erzittern, und sämtliche Fensterscheiben gingen zu Bruch. Meine Mutter, die gerade auf dem Weg in den Keller die Kellertreppe erreicht hatte, flog vom Luftdruck bis in den Keller. Sie selbst fühlte keine Schmerzen, sondern hatte nur Angst um ihre Schwester. War sie verletzt, lebte sie noch? Meine Tante hatte, als sie die Flugzeuge wahrnahm, das einzig richtige getan und war in ein Haus auf der angrenzenden Herzogstraße gelaufen und hatte dort in einem Keller Schutz gesucht. Als sich alles wieder beruhigt hatte und Entwarnung gegeben wurde, kam sie wieder zu uns und die Freude darüber, daß ihr nichts passiert war, war riesengroß.

Vorhin erwähnte ich schon einmal, „wenn keine Gefahr mehr zu erwarten war ...!“ Diese Erkenntnis kam nicht von ungefähr. Wir hatten im Schutzraum einen „Volksempfänger“ installiert und empfingen den sog. „Drahtfunk“.

Kam eine Meldung, hörte sich das in etwa so an: „Tak, tak, tak. Achtung, Achtung, Mitteilung an alle. Feindliche Bomberverbände aus Richtung im Anflug auf ... usw.“ Danach konnten wir uns dann einigermaßen richten. Der 19. November 1944 brachte schon am Vormittag einen kleineren Angriff auf die Innenstadt.

Richtig schlimm wurde es dann zu Beginn des Jahres 1945. Am 9. Februar erlitt Viersen den ersten großen Angriff mit hauptsächlich Sprengbomben, bei dem viele Menschenleben zu beklagen waren, viele verletzt wurden und außerdem ihr ganzes Hab und Gut verloren. Als wir das Ausmaß erkennen konnten, war unser erster Gedanke „Glück gehabt“. Doch das war trügerisch. Genau gegenüber war eine „Fünf-



Zerstörte Häuserzeile an der Remigiuskirche

Zentner-Bombe“ als Blindgänger in einen Keller „gerutscht“. Es war nur ein Loch unmittelbar über dem Bürgersteig in der Hauswand, nicht viel größer als der Umfang der Bombe. Sofort nach Bekanntwerden wurde von der Polizei alles abgesperrt und die angrenzenden Häuser geräumt. Wir wurden für zwei Tage evakuiert. Meine Mutter nahm mich auf ihr Fahrrad, und wir fanden Unterkunft auf einem Bauernhof in Süchteln-Hagen. Auf unserer Fahrt dorthin hörten wir immer wieder Detonationen von Blindgängern in der Stadt und sahen, wie Staub- und Schuttfontänen in die Höhe schossen. Wir hatten immer nur einen Gedanken „jetzt war das eventuell unser Haus“. Nach wenigen Tagen, auf welchen Wegen weiß ich heute nicht mehr, bekamen wir Bescheid, daß wir wieder nach Hause könnten, so waren wir montags wieder zu Hause.

An diesem Sonntag, dem 11. Februar 1945, wurden wir Kinder - ein Junge und vier Mädchen - nach Oedt in die Kirche zur Kindermesse geschickt. Auf dem Weg dorthin begegnete uns auf der Landstraße, von Oedt kommend, eine Kolonne mit vielen Sanitätskraftwagen - kurz „Sankas“ genannt. Wir Kinder bestaunten die vielen Fahrzeuge und vernahmen plötzlich Geräusche von Flugzeugmotoren. Uns gelang es gerade noch, in die am Weg ausgehobenen „Einmann-Löcher“ zu zweit und zu dritt zu springen, als die Kolonne massiv mit Bordwaffen angegriffen wurde, trotz der vielen erkennbaren Rot-Kreuz-Symbole.

Wir hörten das Pfeifen und Aufschlagen der Projektile und hatten fürchterliche Angst. Mit dem Entfernen der Fahrzeuge war auch der ganze Spuk wieder vorbei, und als wir endlich in St. Vitus ankamen, bekamen wir gerade noch den Schlußsegen der Messe mit und machten danach schnellstens, daß wir wieder zurückkamen. Dort waren die Erwachsenen überglücklich, uns alle wieder heil zu sehen. Der Schreck jedoch, so nahe am Krieg gewesen zu sein, saß noch in uns fest.

Am Montag, dem 12. Februar 1945, durften wir wieder nach Hause. Wir waren sehr erleichtert, daß die Bombe entschärft werden konnte. Als wir zu Hause ankamen, lag das Monstrum vor dem Haus Rahserstraße 50 in der Straßenrinne und wurde allseits bestaunt.

Aber der schlimmste Angriff stand uns noch bevor. Am 24. Februar 1945 wurde Viersen am Mittag mit einem regelrechten Teppich aus Brandbomben und einigen Sprengbomben belegt, mit verheerenden Auswirkungen. Als an diesem frühen Nachmittag die Gefahr aus der Luft überstanden schien, trauten wir uns wieder auf die Straße, um zu sehen, wer betroffen war. Die letzten Brandbomben waren etwa 100 Meter von uns weg in Richtung Stadt gefallen. Es war ein diesiger Tag, und durch die vielen Brände wirkte die Luft schwer, und der Himmel war grau. Wir sahen nun, daß das Dach der Remigiuskirche in voller Ausdehnung und ebenso der Turmhelm brannten. Die Menschen waren fassungslos. Nach einiger Zeit knickte der brennende Turmhelm zur Seite weg und der Dachstuhl des Mittelschiffes brach funkenstiebend in sich zusammen.

Viele Menschen standen auf der Straße und weinten leise vor sich in, als sie sahen, wie unser schönes Gotteshaus in Schutt und Asche sank. Auch für mich war es ein schreckliches und einschneidendes Erlebnis, was mir die Sinnlosigkeit des Krieges zum ersten Mal richtig bewußt machte. Ich war wenige Tage vorher 10 Jahr alt geworden.

Vier Jahre später schrieb ich einen Aufsatz anlässlich des Wiederaufbaues der St. Remigiuskirche. Ich zitiere daraus wörtlich: „Am 24. Februar 1945 war ein Tag des Schreckens. Zu Beginn des Alarms hatten sich viele Pfarrangehörige in den Turm der Kirche geflüchtet. Als sie aber die Brandbomben auf die Kirche fallen hörten, liefen sie eiligst davon. Nach ein paar Tagen, als wir uns die Kirche einmal richtig besahen, standen uns die Tränen in den Augen. Der einstürzende Dachstuhl zerbrach das schöne Gewölbe des Mittelschiffes und begrub alles unter sich. Die Außenmauern und die Säulen blieben erhalten“. Soweit das Zitat.

Einmarsch der Amerikaner

Wir lebten nach dem großen Angriff vom 24. Februar 1945 nur noch zwischen Angst, Schrecken und der Hoffnung, daß dieser unselige Krieg bald vorbei sein möge. Am Tag nach dem Angriff hörten wir schon aus der Ferne Geschützdonner.

Unsere Wohnung war schon seit einiger Zeit der Keller, hier wurde das Wenige, was wir noch zu essen hatten, gekocht, ebenso schliefen wir auch dort unten. Selbst für die Notdurft stand in einem etwas abseitigen Keller ein großer Eimer parat, denn die sanitären Verhältnisse waren ja anders als heute. So konnte ein Gang in den Hof zum „Plumpsklo“ schon eine gefährliche Angelegenheit sein.

Gerüchte verbreiteten sich, daß für den 1. März 1945 geplant sei, auch bis dahin verschont gebliebene Viertel von Viersen zu bombardieren. Doch die Einschläge der Artillerie erreichten am 28. Februar schon das Stadtgebiet und man hörte, da man sich ja nicht mehr auf die Straße traute, immer wieder das Detonationsgeräusch der Granaten der amerikanischen Artillerie von Westen her. Am Mittag des 1. März 1945 wurde es dann erstaunlich ruhig. Gegen 15.30 Uhr sahen wir die letzten deutschen Soldaten - es waren Pioniere -, die noch die Tunnels der Eisenbahnstrecke in Richtung Dülken, an der Vogtei-, Rahser- und Bendstraße gesprengt hatten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich plötzlich die Nachricht von Keller zu Keller, „die Amerikaner sind da“. Das war etwa gegen 17 Uhr an diesem Tag. Als wir Fahrzeuge über die Straße rollen hörten, trauten wir uns bis zur Haustür; denn aus einem Fenster konnten wir nicht sehen, die waren, nachdem alle Schreien durch die Druckwellen der Explosionen zu Bruch gegangen waren, mit sogenanntem „Rollglas“ und Brettern zugenagelt worden.

Das erste Fahrzeug, das wir sahen, war ein amerikanisches Geländefahrzeug mit zwei Soldaten, die Patrouille fuhren. Hoch am Himmel über uns zog ein Luftaufklärer

seine Bahn, ein „Eiserner Gustav“, wie er im Volksmund genannt wurde. Als die Amerikaner uns bemerkten, bedeuteten sie uns, daß wir ins Haus gehen sollten, mit den Worten: „Rin, rin!“. Obschon wir nicht wußten, was uns nun erwartete, waren wir erleichtert, daß für uns der Bombenterror und, wie wir nun annahmen, damit auch der Krieg vorbei sei.

Hausdurchsuchungen

Nach dem Einmarsch der Amerikaner in unsere Stadt gab es zwar keinen Fliegeralarm mehr, jedoch regelmäßig in den nächsten Wochen viel Aufregung bei den Hausdurchsuchungen durch unsere „Befreier“.



Ein Militärtransport der US-Armee rollt durch Viersen

Außer einigen alten, nicht mehr „kriegsverwendungsfähigen“, so hieß das damals, Männern, gab es in unserer Nachbarschaft überwiegend Frauen, ältere, alleinstehende und Mütter mit Kindern.

Bei einer solchen Hausdurchsuchung eines Morgens, erinnere ich mich, rollte ein Panzer, ein für mich unheimlicher Stahlkoloß, mit geöffneter Luke vor unser Haus. In

der offenen Luke stand ein Soldat mit Maschinengewehr und beobachtete die Straße. Der Panzer war so groß, daß der Beobachter glatt in die Fenster der ersten Etage hineinsehen konnte.

Zwei Soldaten begleiteten den Panzer zu Fuß und durchsuchten Haus für Haus. Für uns Kinder natürlich eine aufregende Sache, für die erwachsenen Frauen und Mädchen jedesmal ein Horror, denn nichts verbreitete sich schneller als Gerüchte, und die Frauen waren jedesmal ganz fertig vor Angst, wenn die Soldaten das Haus verließen. Damals, ich war 10 Jahre alt, verstand ich diese Aufregung gar nicht, da man zu uns Kindern eigentlich nett und liebenswürdig war. Erst viel später konnte ich ermessen, was die Frauen wohl bewegt hatte - so ganz ohne männlichen Schutz.

In unserem Haus, so kann ich sagen, verhielten sich die Soldaten fast korrekt, denn nur einige für uns, wie auch für sie wertvolle Dinge, wechselten vom Eigentümer zum Besatzer, wie z.B. Uhren, Kameras usw...

Die Zeit der Ausgangsbeschränkungen

Nach dem Einmarsch der Amerikaner galt für uns Kinder der Krieg als beendet. Jedoch mußte die Militärverwaltung in dieser Übergangszeit für die Bevölkerung Regelungen treffen. Zuerst war ein Verlassen des Hauses verboten. Nach einigen Tagen durfte man zu einer bestimmten Zeit für eine Stunde den häuslichen Bereich verlassen, um nötigste Besorgungen zu machen.

Für uns Kinder war die plötzliche „Freiheit“, ohne Fliegeralarm, Tiefflieger und dem sogenannten „Eisernen Gustav“ spielen zu können, ein nie gekanntes Erlebnis. In unserer Nachbarschaft wohnten in sechs Häusern sechzehn Kinder. Um nun trotz der Ausgangsbeschränkungen diese Freiheit nutzen zu können, waren die trennenden Zäune zwischen den Gärten zerschnitten worden, damit waren zumindest wir zeitunabhängig. Mit geringen Mitteln und viel Phantasie wurden Spielmöglichkeiten geschaffen. So hatten wir eine Teppichstange auf dem Hof, und mit Hilfe eines stabilen Seiles wurde eine Schaukel daraus, die sich großen Zuspruchs erfreute.

Aus dieser Zeit ist mir eine Begebenheit besonders in Erinnerung. In unserem Haus wohnten damals außer uns noch zwei ältere Damen. Eine dieser beiden war, so dachte ich damals, noch während der Krieg dauerte, begeistert von Adolf Hitler; denn sie hatte eine Bronzestatue dieses Mannes auf einem Wandbrett stehen. Mit dem Einmarsch der Amerikaner war dieses „corpus delicti“ plötzlich verschwunden. Die sanitären Verhältnisse, ich erwähnte es bereits, waren damals noch sehr

„naturnah“. So war unsere Toilette ein „Plumpsklo“ im Hof, neben der Waschküche. Dieses mußte - eine Firma Gruba gab es damals noch nicht - von Zeit zu Zeit geleert werden. Männer waren nicht zur Stelle, und daher mußten die Frauen des Hauses gemeinsam dieser anröchigen Arbeit nachgehen. Das Ausschöpfen und Eimer weg-schleppen geschah reihum. Als nun meine Mutter mit dem Entleeren der Grube an die Reihe kam, wunderte sie sich auf einmal, daß der „Tinnleepel“ - groß wie ein Eimer - sehr schwer war und meinte: „Ech jlöv, ech hab Jold in de Emmer!“ Da die Fracht sofort auf die angrenzenden Gartenbeete ausgekippt wurde, stand plötzlich der „Vermiöste“ mitten auf dem Blumenbeet. Die Frauen sahen sich an und begannen herzlich zu lachen. Meine Mutter meinte: „Jood dat dæ Rummel ü-ever ös, sons hädde se os dofür opjehange“. Erst viel später konnte ich ermessen, wieviel Erleichterung in diesem Satz lag.

Für uns Kinder hatte diese anröchige Geschichte keinerlei Einfluß auf unser Spiel. So schaukelten wir eines Tages wieder fleißig. Ein Nachbarsjunge trieb es besonders toll. Das zuerst stabile Seil war den „erhöhten“ Anforderungen nicht mehr gewachsen, riß, und mit einem Satz, das Kissen noch unter dem Allerwertesten, landete der Unglücksrabe genau neben der Bronzebüste mitten in der Sch... . Der Unglücksrabe von damals ist heute Bürgermeister einer kleinen Stadt an der Lahn.

In den beiden letzten Wochen vor dem Einmarsch der Amerikaner war ein Kontakt mit Verwandten in anderen Stadtteilen schon recht schwierig. Ständiger Fliegeralarm machte z.B. Besuche aus dem nördlichen Stadtteil bis zum Bockert fast unmöglich. Meine Großeltern, die auf dem Hoserkirchweg wohnten, waren am 24. Februar ausgebombt worden und fanden Unterkunft bei einer Schwester meines Vaters im Bockert.

Diese Nachricht - Telefon hatten wir nicht - hatte man uns durch Bekannte zukommen lassen. Als nun die absolute Ausgangsbeschränkung aufgehoben wurde und eine mehrstündige Freigabe erfolgte, wollte meine Mutter wissen, was mit den Großeltern passiert war. Es waren die Eltern meines Vaters, und dieser war ja schon seit dem 6.10.1943 vermißt. Also machten meine Mutter und ich uns auf den Weg zum Bockert. Von der Rahser- bis zur Bockerter Straße war ein gut halbstündiger Fußmarsch. Unterwegs sahen wir dann, wie der letzte Angriff die Stadt verwüstet hatte. Auf dem weiteren Weg in Richtung Hoser und später auf dem Bockert sahen wir die zahlreichen Einschläge der Granaten der amerikanischen Artillerie. Es war ein bedrückendes Bild. Um nun ja keine Zeit zu versäumen - Ausgang war soviel ich mich erinnere von 9 bis 12 Uhr an diesem Tag - nahm meine Mutter, in Ermangelung einer Armbanduhr, die hatten ja die Amerikaner bei einer Hausdurchsuchung mitge-



Viersener Zivilisten beobachten den Durchmarsch der US-Einheiten

hen lassen, unseren normalen Wecker in einer Einkaufstasche mit. So erreichten wir dann unser Ziel, und die Freude war allgemein, daß wir alle die Angriffe und später den Artilleriebeschuß heil überstanden hatten.

Nach ca. einer Stunde machten wir uns auf den Rückweg und wunderten uns, als wir die Hardter Straße erreichten, daß so wenig Leute auf der Straße waren. Etwa in Höhe der Brüsselstraße wurden wir dann plötzlich von einem

Herrn in Zivil mit weißer Armbinde angehalten und darüber „belehrt“, daß wir die Sperrzeit überschritten und ihm zu folgen hätten. Wir waren jedoch nicht die einzigen. Auf unserem Weg zwischen Brüssel- und Landwehrstraße wurden u.a. zwei Frauen mit einer Wanne voll Wasser, das sie gerade besorgt hatten - es gab ja auch nur stundenweise dieses lebenswichtige Naß - so wie sie waren, samt Wanne und Wasser, ja, man kann sagen festgenommen. Unser „Aufpasser“ brachte uns in das unzerstörte Verwaltungsgebäude der Firma Kaiser's auf dem Lichtenberg. Als wir dort ankamen, waren wir mittlerweile schon eine Gruppe. Unser Erstaunen war groß; denn hier waren bereits ca. zwanzig Menschen in einem Raum, in den wir nun samt allen anderen eingeliefert wurden. Hier belehrte uns ein amerikanischer Soldat, daß wir die Ausgangsfrist überschritten hätten. Alle standen nun da wie Kinder, denen man eine Standpauke hält. In Obrigkeitsgehorsam waren wir ja noch geübt, und so hatten alle nur eine Sorge: „Was machen die mit uns?“ Wir wurden alle durchsucht, und als meine Mutter an die Reihe kam, hörte der Amerikaner ein für ihn verdächtiges Ticken. Sein vorher verhalten freundliches Auftreten wurde schlagartig barsch. „Was ist das dort?“ Meine Mutter antwortete wahrheitsgemäß: „Ein Wecker!“ Es herrschte Aufregung, die Tasche wurde beschlagnahmt und weggenommen. Es dauerte, so schien es uns, eine kleine Ewigkeit, bis der Soldat zurückkam - mit der

Tasche. Mit einem „okay“ händigte er diese meiner Mutter wieder aus. Unsere „Festnahme“ dauerte etwa von 11.15 Uhr bis 15 Uhr. In dieser Zeit wurden wir darüber belehrt, daß die Ausgangszeiten wohl irrtümlich durch Aushang auf den Vormittag gelegt wurden. Da aber nicht mehr alle Anschläge berichtigt werden konnten, kam es dann zu diesem Erlebnis, das auch nur in einer solchen Zeit möglich war.

Mangel und Hunger - Hamstern und Tauschen

In der ersten Zeit der Besetzung gab es für uns Kinder auch vieles zum Staunen. So sahen wir nun zum ersten Mal farbige Menschen, was natürlich auf uns einen großen Eindruck machte. Bisher kannten wir sie ja nur von Bildern oder ähnlichem, so z.B. von den Figuren der Weihnachtsskrippe, oder dem sogenannten „Nickemann“ in der Kirche, der einen Mohren darstellte, wenn für die Weltmission oder den Kindheit-Jesu-Verein gesammelt wurde. Jetzt machten wir die Entdeckung, daß sie nicht anders waren wie wir, nur eben dunkler.

Ein ganzer Straßenzug - die Bendstraße - zwischen Freiheits- und Cäcilienstraße (heute Sebastianusweg) war zwangsgeräumt und dort amerikanische Soldaten, überwiegend farbige, untergebracht worden. Abends, wenn sie keinen Dienst hatten, streiften sie durch unser Viertel. Wir durften ja nach 21 Uhr nicht mehr auf die Straße und wunderten uns über ihre Fröhlichkeit und Lebensfreude. Sie hatten u.a. Rollschuhe entdeckt, und mit diesen tanzten sie mit einer Grazie und Leichtigkeit über die Straßen, daß wir nur staunten.

Die meisten Nachbarskinder gingen bis zur Bendstraße - dieses Areal war im übrigen durch Straßensperren markiert - und die farbigen Soldaten teilten ihre Schokoladenrationen mit ihnen, für Kinder eine nie gekannte Leckerei.

Meine Mutter hatte mir strikt verboten, auch dorthin zu gehen. Aber was ist schlimmer, als zusehen zu müssen, wenn andere solche Köstlichkeiten aßen, wir aber Mangel an allem hatten, vor allem viel Hunger. Mit der Zeit, nach vielem Drängen meinerseits, durfte ich dann auch mit den anderen dorthin. Meinen ersten Schokoladenriegel trug ich stolz nach Hause und teilte ihn mit allen Hausbewohnern. In dieser Zeit war auch eine Schwester meiner Mutter mit ihrem Mann in unser Haus gezogen, nachdem sie bei dem Bombenangriff vom 24. Februar 1945 obdachlos geworden und zuerst provisorisch bei Bekannten untergebracht worden waren.

Dieser Onkel, damals zwischen 55 und 60 Jahre alt, war Raucher, aber Zigaretten und Tabak waren nur im Tauschhandel zu haben. Da sie ausgebombt waren, gab es auch nichts mehr zu tauschen.

Wir Kinder hatten uns nun darauf eingestellt, im Bereich der amerikanischen Soldaten, die ja Tabakwaren genug hatten, die Zigarettenkippen, die sie achtlos wegwarfen, zu sammeln und den Familienangehörigen zu bringen. Diese nahmen sie dankbar an und begannen sofort, mit einem Stückchen Papier den aus den Kippen gelösten Tabak zu einer neuen Zigarette zu drehen, die dann für sie so wichtig war wie Wasser für einen Ertrinkenden. Manchmal bekamen wir auch eine Zigarette geschenkt, weil die Soldaten es wohl als beschämend fanden, uns bei der Sammeltätigkeit zu beobachten. Wir Kinder dachten uns damals nichts dabei.

Es waren die einfachsten Dinge des täglichen Lebens, wie z.B. Streichhölzer, nicht vorhanden. So erinnere ich mich genau an eine Begebenheit. Kinder sind ja sehr lernfähig, und so konnten wir schnell einige für uns wichtige Begriffe in englischer Sprache verwenden. Also fragte auch ich einmal zwei beieinanderstehende, allerdings weiße Soldaten: „Have you nix Matsches?“ Daraufhin sah mich der erste an und fragte in bestem Deutsch: „Kannst du nicht deutsch mit mir sprechen, um mich zu fragen?“ In diesem Augenblick meinte ich, in den Boden versinken zu müssen, so schämte ich mich. Er bemerkte wohl meine Verfassung und versuchte mir nun etwas nettes zu sagen und schenkte mir ein ganzes Schächtelchen. Danach war ich einigermaßen kuriert und habe kaum noch einmal etwas erfragt.

Die Erwachsenen - und vor allem die Frauen - hatten da wohl ganz andere Probleme. Obwohl wir Kinder vieles nicht hören sollten, hatten wir die Ohren doch immer auf Empfang, und so war es uns auch nicht entgangen, daß an einigen Stellen Übergriffe auf Frauen stattgefunden hatten. Andere wiederum kannten da keine Skrupel. Für sie hatte Fraternisierung eine besondere Bedeutung, wenn es um die Sexualität ging. So ist mir noch eine Begebenheit in Erinnerung, die beim späteren Erzählen immer Heiterkeit auslöste. Neben unserem Haus war ein kleines Geschäft, und wie das so ist, sind solche Örtlichkeiten auch immer eine Informationszentrale. Es war nun so, daß einige junge Frauen nicht mehr verbergen konnten, daß sie schwanger waren. Die Oma eines solchen Babys - zu der Zeit war das ja noch eine peinliche Angelegenheit - wollte die ganze Sache nun beschwichtigen und erzählte, daß sie nur einen Wunsch habe, wenn das Baby da sei: „Lot öm maar komme, wenn öt doe ös, ös et de Haupsaak, ween wör öm maar verstoan könne!“ Die Zeit war eben schwer, und Not machte erfinderisch.

Es war inzwischen bekannt, daß es möglich war, mit den Soldaten Ware zu tauschen, z.B. nicht benötigte Dinge gegen Eßbares. Inzwischen war die Einheit der farbigen Soldaten in die „Alte Post“ Park-, Hindenburgstraße (heute Große Bruchstraße) und Freiheitsstraße verlegt worden. Der Weg für uns Kinder dorthin war schon relativ weit. Die Erwachsenen, vor allem Frauen, entbehrten schon lange eine gute Tasse Bohnenkaffee. In dieser Zeit munkelte man hier zum ersten Mal über den Begriff „Nescafé“, aber keiner konnte sich so recht etwas darunter vorstellen. Es sprach sich sehr schnell herum, daß diese Art Kaffee im Tauschhandel mit den Amerikanern zu bekommen sei. Meine Tante, die mit im Haus wohnte und meine Mutter hatten, als der Luftschutzkeller entrümpelt wurde, u.a. eine selbstgemachte Flasche Beerenwein, der schon mehrere Jahre alt war, gefunden. Mit dieser Flasche wurde ich nun zur Alten Post geschickt - unter Geheimhaltung gegenüber den übrigen Hausbewohnern und auch einer anderen Schwester der beiden.

Auf der Freiheitsstraße - es war die Rückfront des Gebäudes - waren die Kellerfenster straßenseitig mit hohem Splitterschutz aus Betonteilen gesichert worden. Dieses ermöglichte nun ein Erklettern, um an die Fenster des Hochparterres zu kommen und dort Einsicht nehmen zu können. Auch ich ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt und stand auf einem solchen Hilfsmittel und wollte die Flasche Wein nun gegen Kaffee eintauschen. Da der Soldat, dem ich mein Anliegen vortrug, wohl sah, daß ich so schmal und auch hungrig aussah, kam er als erstes mit einer dicken Weißbrotscheibe und einem gebratenen Hühnerschenkel und meinte, ich solle das erst einmal essen. Ich bedeutete ihm, daß ich doch gern Kaffee für meine Mutter hätte und das Eßbare nicht nehmen könne. Er erklärte mir, daß ich das ruhig annehmen sollte, den Kaffee bekäme ich auch. Gerade hatte ich ein paarmal in das leckere Brot gebissen, da nahte von der Bahnhofstraße her das „Unheil“ in Gestalt der Tante, die von alledem nichts wissen durfte. Sie war im übrigen elf Jahre älter als meine Mutter. Ich wußte ja, daß sie nicht eingeweiht und immer noch der Meinung war, daß ich nicht zu den Soldaten durfte. Sie hatte selbst eine Tochter von 16 Jahren, und die Cousine wagte es in diesem Falle erst gar nicht, den Anweisungen der Mutter zuwider zu handeln.

Als sie mich dort stehen sah, ging das Donnerwetter los: „Köms du waal doe eronger, wat fällt dich enn, wenn die Modder dat wö-eß, mäcks du dat du noe Huus köms!“ Ich versuchte standhaft dort stehenzubleiben, sie versuchte nun mich an den Beinen dort herunterzuziehen. Von dieser Auseinandersetzung angezogen kam der Soldat, übersah die Lage sofort und reichte mir eine kleine Blechdose mit der Aufschrift „Nescafé“. Das „Dankesagen“ nicht vergessend, nahm ich nun all meinen Mut zusammen, nahm die Dose wie einen Schatz und das Brot in die Schürze, sprang in

die Tiefe, ehe die Tante überhaupt reagieren konnte, und rannte so schnell es ging. Hinter mir hörte ich noch: „Waard maar, ween ech noe üech komm, dann soll ech de Modder jet vertelle!“ Ich dachte, wenn du wüßtest ... !

Zu Hause angelangt, erzählte ich von meinem Erlebnis, und die Tante, die bei uns wohnte - im übrigen 15 Jahre älter als meine Mutter -, meinte dann: „Och Jott, och Jott, dann jöv et evver noch jet!“ Wichtiger war aber die kleine Kaffeedose. Sie mußte mit einem kleinen, beigefügten Schlüssel unterhalb des oberen Randes aufgedreht werden. Das Wasser kochte schon auf dem Küchenherd, und da wir alle die Gebrauchsanweisung in englischer Sprache nicht lesen konnten, wurden mehrere Kaffeelöffel voll Pulverkaffee in eine Kanne und Wasser dazugegeben. Der Duft allein genügte schon für einen so lange entbehrten Genuß. Es war für die beiden fast wie ein Festtag.

Was wir natürlich auch nicht wußten, war die Tatsache, daß die Kaffeedose nicht unverschlossen bleiben durfte, und so war beim nächsten Gebrauch das Pulver in der Dose durch die Feuchtigkeit der Luft zu einem „Knubbel“ zusammengefallen. Zuerst war man enttäuscht, meine Mutter schaffte es dann, dieses Extrakt dem Behälter zu entnehmen, nicht ohne die Reste mit kochendem Wasser aus der Dose zu entfernen, damit ja nichts verloren ging. Der „Knubbel“ kam in eine Kaffeekanne, und als die besagte Tante zu einem Donnerwetter erschien, wurde der „Knubbel“ mit kochendem Wasser übergossen und die Tante erst einmal zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Alle drei tranken fürchterlich schwarzen Kaffee; allerdings war man in dieser Zeit auch nicht wählerisch. Als die Kanne leer war, lag der „Knubbel“, zwar etwas kleiner, noch immer in der Kanne. Es war die „wunderbare Kaffeevermehrung“.

Als die Tante, die ahnungslos über die Herkunft ihres Getränkes war, eine Lobeshymne darauf anstimmte, wurde sie von den beiden anderen Schwestern in Unkenntnis gelassen, und sie freuten sich, daß die Schwester ja nun, da sie mit von dem Kaffee getrunken hatte, wohl offensichtlich das Schimpfen vergaß. Erst einige Zeit später haben dann alle in froher Runde noch einmal dieses Ereignis „Revue“ passieren lassen, und meine Tante konnte nur noch staunen. Später herrschte bei uns ein geflügeltes Wort: „Hädde wir maar noch enns eene Knub“.



*Schlangestehen vor dem Geschäft Neef am Neumarkt
(Gereonsplatz)*

Unsere erste größere Besuchsfahrt im Sommer 1945 ging zu einer Tante nach Düsseldorf-Kalkum. Da weder Busse noch Autos fuhren, wurden von einem Onkel, der wegen eines Unfalles nicht Soldat geworden und also zu Hause war, unsere Fahrräder, d.h. das meiner Mutter, das meiner Tante - einer jüngeren Schwester meines Vaters - und sein eigenes in Ordnung gebracht. Einen fahrbaren Untersatz für mich gab es nicht, so wurde ich kurzerhand zum Onkel auf den Ständer gesetzt.

Damit dies zu ertragen war, bekam ich ein Sofakissen unter das Hinterteil. Der Grund unserer Reise war, besagte Tante in Düsseldorf - auch eine Schwester meines Vaters - hatte uns wissen lassen, daß sie einiges an Mehl und Rübenkraut organisiert hatte und wir uns etwas abholen könnten.

Es war ein herrlicher Tag, kein Krieg mehr, wir waren trotz Mangel an allem optimistisch. Es ging also von hier aus in Richtung Neersen, Krefeld, Uerdingen, hier über den Rhein nach Wittlaer und von dort nach Kalkum. Erstes Hindernis war die Notbrücke über die Niers.

An der Rheinbrücke in Uerdingen war eine Kompanie Soldaten angetreten und erhielt ihre Kommandos. Auf der Brücke war zwischen der Fahrbahn und dem Fußgängerweg ein etwa 20 cm breiter Spalt, durch den man auf das Wasser unter uns blicken konnte. Meine Mutter war nur durch gutes Zureden zu bewegen, dort entlang zu fahren, sie hatte Angst, das Gleichgewicht zu verlieren. So sagte sie: „Nee, nee, wenn ech doa dren fall, dæ Kreesch han ech ueverstange, on soll noe hee en et Water falle on versuupe!“

Wenn sie gewußt hätte, was sie am Nachmittag erwartete, wäre sie bestimmt nicht zu dieser Reise aufgebrochen. Meine Tante hatte ein Weißbrot gebacken, und so wurde erst einmal gefrühstückt. Gegen 11 Uhr kam über die Straße ein Leichenzug. Wir wunderten uns, daß die Leute alle auf das Dach des Hauses schauten und dabei den nötigen Ernst bei diesem Zug vermissen ließen. Einige konnten sich auch das Lachen nicht verkneifen, wir hatten für dieses Verhalten einfach keine Erklärung.

Als die Trauergesellschaft um die Straßenecke verschwand, gingen wir sofort nach draußen und sahen die Bescherung. Das Haus war ein altes, einstöckiges Fachwerkhaus, mit einem lang heruntergezogenen Dach und der Traufe zur Straßenseite. Einen Garten oder Hof gab es nicht. Um nun auch etwas zusätzliches zu Essen zu haben, hielt die Tante auf dem Speicher über der Wohnung Hauskaninchen. Zu der Zeit, als wir dort waren, gab es eine ganze Menge halbwüchsiger Kaninchen. Diese hatte sich ein Loch in die Käfigwand gebissen und waren durch die Sparren, Strohpuppen und durch schadhafte Stellen auf das Dach gelangt und saßen dort bis hoch zum First. Das also war der Grund der Heiterkeit bei diesem Begräbniszug. Es waren im wahrsten Sinne des Wortes „Dachhasen“. Allein dieser Ausdruck wäre schon wieder ein Kapitel für sich. Alle machten sich nun daran, die Ausreißer wieder einzufangen, ich kann nur sagen „es war eine mühsame Arbeit“.

Nach einigen Stunden mit „Jagderlebnissen“ und „Raubtiernummer“ sowie dem Austausch vieler Neuigkeiten, machten wir uns auf die Rückfahrt.

Diesmal nahmen wir auf Empfehlung der Tante einen anderen Rückweg, es sollte ein kürzerer Weg nach Viersen sein. So ging es in Richtung Oberkassel. Was wir aber nicht bedacht hatten, diese Rheinbrücke war zerstört, und es führte nur eine Notbrücke über den Strom. Da gab es eine Menge Probleme, ich erinnere nur an den Spalt in der anderen Rheinbrücke. Die Brücke bestand aus vier Stahlseilen, an jeder Seite zwei, eins oben, eins unten. Die Gehfläche bestand aus Brettern, die auf den beiden unteren Seilen auflagen. Die Stahlseile waren dann zusätzlich seitlich und unten mit Querverbindungen stabilisiert. Die Fahrräder mußten auf diesem schmalen Steg geführt werden, und bei jedem Schritt schwankte die ganze Konstruktion. Meine Tante ging zuerst, meine Mutter folgte, dann ich in der Mitte und am Schluß der Onkel, damit er mich im Auge behielt, daß ich nur ja beide Hände zum Festhalten nutzte. Ein Stolpern wäre schon kritisch gewesen. Wieder auf der anderen Rheinseite angekommen, wurde eine kleine Pause eingelegt und Bedenken laut, ob es sich für ein paar Kilo Mehl und einige Gläser mit Rübenkraut überhaupt lohne, so eine nervenaufreibende Rheinüberquerung auf sich zu nehmen.

Auf meinem Sitzplatz - dem Fahrradständer - durfte ich das kostbare Mehl festhalten. Mein Onkel trug an diesem Tag eine dunkelblaue Jacke. Die Räder waren „Vollgummi bereift“, und die Federung ließ zu wünschen übrig. Durch die ständige Rupperei auf den schlechten Straßen war die Tüte mit dem Mehl an einer Stelle durchgescheuert, und bei jedem Hindernis stieg eine kleine weiße Wolke zwischen uns hoch, so daß der Onkel auf dem Rücken und ich von vorne aussahen als hätte es geschneit. Augenlider, -brauen und Haare waren dick mit Mehlstaub belegt. Da wir vor 21 Uhr am Abend die Wohnungen erreichen mußten (Ausgangsbeschränkung), legten wir noch etwas Tempo zu; denn die Großeltern - bei denen die beiden Kinder von Tante und Onkel waren - sollten doch auch von unseren Erlebnissen hören und einiges von dem Mitgebrachten abbekommen. Erst als wir dort vom Fahrrad stiegen, sahen die Tante und meine Mutter die Bescherung, so als ob man eine Tüte Mehl über uns ausgekippt hätte. Es wurde am Abend noch herzlich gelacht über diese Reise mit Hindernissen - die Hamsterfahrt.

Erstes Lebenszeichen des Vaters

Inzwischen schrieb man das Jahr 1946. Erste Kriegsgefangene kehrten schon seit der zweiten Jahreshälfte 1945 wieder heim. Viele Väter und Söhne befanden sich in französischer, englischer und amerikanischer Gefangenschaft. Das Schicksal von vermißten Deutschen konnte in zahlreichen Fällen bei diesen westlichen Nationen relativ schnell aufgeklärt werden, da diesen Gefangenen Schreiberlaubnis mit ihren Angehörigen erteilt wurde.

Ganz anders sah es bei den Männern und Frauen aus, die im Osten Europas vermißt oder in russische Kriegsgefangenschaft geraten waren, wie auch mein Vater. Da er nun fast 2 1/2 Jahre vermißt war und wir nicht wußten, ob er noch lebte, war diese Ungewißheit nur schwer zu ertragen, jedoch im Hinblick darauf, daß viele Menschen unser Schicksal teilten, tröstete man sich gegenseitig.

Ein Ereignis, daß meine Mutter fast nicht begreifen konnte, geschah am 6. März 1946. Zu dieser Zeit kam der Postbote noch zweimal täglich, morgens und nachmittags. An diesem Tag klingelte es morgens an der Haustür wie wild. Wir hatten so eine alte Drehklingel, die ähnlich wie eine Fahrradklingel funktionierte und nicht zu überhören war. Vor der Tür stand unser langjähriger Briefträger Claßen und rief aufgeregt und ganz begeistert: „Frau Cranen, Frau Cranen, ich habe Post für sie!“ Er überreichte meiner Mutter eine Doppelkarte mit fremdartig anmutender Druckschrift und Stempeln, aber die Anschrift trug eindeutig Vaters Schriftzüge. Mutter wurde fast ohnmächtig und mußte vom guten Herrn Claßen gestützt werden. Es war ein

Jubel an diesem Tag, und wie ein Lauffeuer hatte sich die gute Nachricht in der engeren und weiteren Nachbarschaft verbreitet.

Dieses erste Lebenszeichen meines Vaters nach dem 6.10.1943 datierte vom 26. Januar 1946 und trug als Absender Vaters Namen und eine Postfachnummer in Moskau. Die andere Hälfte der Doppelkarte war die vorgedruckte Antwortkarte, die wir nun zurückschicken konnten. Wenn ich mich recht erinnere, waren in der ersten Zeit nur 25 Worte erlaubt.

Meine Mutter und ich machten uns nun sofort auf den Weg, um meinen Großeltern - Vaters Eltern - diese frohe Nachricht mitzuteilen. Auch hier löste sich die jahrelange Spannung und wir fielen uns weinend in die Arme. Als wir wieder zu Hause ankamen, wollten die Nachbarn auch gern die Karte sehen; denn solche Lebenszeichen waren noch dünn gesät.

"Deä Pitter leäv" war in den nächsten Wochen oft zu hören, und gar mancher, der das gleiche Schicksal wie wir hatte, wünschte sich jetzt auch sehnlichst ein Lebenszeichen. Doch bei vielen war das Schicksal nicht so gnädig, und es hieß „vermißt an der Ostfront“.

Die besagte Antwortkarte wurde jetzt wohlüberlegt beantwortet, denn 25 Worte mußten so gewählt sein, daß damit möglichst viel ausgedrückt wurde, aber gleichzeitig nicht zum Ausdruck kam, wie schlecht es uns zu der Zeit ging. Im Laufe der nächsten Monate kam dann vereinzelt weitere Post aus dem fernen und für uns so bedrohlichen Rußland. Zuerst trugen die Karten auch noch einen Prüfstempel der britischen Besatzung und immer den Vermerk „Bitte deutlich lesbar schreiben“. Daher eignete sich meine Mutter eine Art Druckschrift an, die sie über viele Jahre beibehielt. Jede Karte, die hin und her ging, trug den Wunsch „Hoffentlich sehen wir uns bald wieder!“ Dies sollte eine Hoffnung sein, die uns über viele Jahre begleitete. Die Post, die nun aus Rußland kam, besser gesagt, wie es auf dem Absender hieß: „UdSSR = Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken“, trug einmal das Zeichen des Internationalen Roten Kreuzes, ein andermal das des Roten Halbmonds, einer Schwesterorganisation.

Zu Weihnachten bekamen wir einen Gruß mit einem vom Vater selbstgemalten Motiv. Dies war für uns eine große Freude.

Im Laufe der Jahre wechselte die Anschrift des Vaters häufiger. So war er in der ersten Zeit in der Nähe von Moskau in einem Lager, wo überwiegend deutsche Wehrmachtsoffiziere gefangengehalten wurden. In der Zeit bis zur Kapitulation - so erzählte er später - sei er in einem Lager gewesen, in dem z.B. Leute wie ULBRICHT und einige andere, die in der späteren Politik eine größere Rolle spielten, in der

Emigration lebten und zur Lageraufsicht gehörten.



Ausgabe von Lebensmittelmarken

1947/48 bekamen wir die Möglichkeit, Päckchen mit vorgeschriebenen bzw. auch gewünschten Materialien zu schicken. Zwei Kilo wogen diese Liebesgaben und es bedurfte einiger Überlegungen, um auch immer das Richtige zu bekommen.

Auch bei uns gab es ja noch immer die Rationierung der Lebensmittel und anderer Dinge. Jedoch der Tauschhandel oder evtl. Beziehungen ermöglichten es, auch diese Probleme zu lösen. So bekamen wir von Verwandten und von Bekannten für uns wichtige Kleinigkeiten, die wir dann schicken konnten; denn erst Mitte 1948 gab es die Währungsreform, wo alle mit 60,- DM pro Person anfangen. Jetzt war schlagartig alles zu bekommen, falls man es bezahlen konnte. Aber in dieser Hinsicht haperte es bei uns. So wurden wir in den kommenden Jahren mehrfach vom Deutschen Roten Kreuz mit 10,- DM unterstützt, um die Päckchen finanzieren zu können.

Auch bei uns gab es ja noch immer die Rationierung

Bis zum Kriegsende bekam meine Mutter den Lebensunterhalt in Form eines Gehaltes von der Deutschen Reichsbahn. Nach dem Krieg war das nicht mehr möglich. Nur wenn erwiesen war, daß ein bis dahin „Vermißter“ tot war, wurde eine Witwen- und Waisenrente gezahlt. So ließ die damalige Not manches Schicksal unerträglich werden, und es ließen nicht wenige Frauen und Mütter ihre Männer und Söhne für „tot“ erklären, um wenigstens den Alltag bestreiten zu können.

Als wir nun 1946 das erste Lebenszeichen meines Vaters bekamen, trat auch die Bahn wieder mit einer monatlichen Zahlung an, und zwar als „Vorschuß“ auf künftige

Bezüge meines Vaters, und ich bekam monatlich als „Waisenrente“ 10 Mark, meine Mutter erhielt ca. 30 Mark. 1953 - ich wurde Anfang des Jahres 18, wurde die Zahlung für mich eingestellt, und die Bezüge meiner Mutter betrugen damals monatlich rd. 43,-- DM und im Jahr 1954 54,-- DM. Das war zum Leben einfach zu wenig. Damals arbeitete ich bei der Fa. Kaiser's in der Lichtpause- und Fotokopierei und verdiente im Wochenlohn vielleicht 20,-- DM.

So versuchte meine Mutter, durch verschiedenste Tätigkeiten, wie Wäschewaschen und Bügeln, Strickarbeiten für eine kleine Strickerei oder als Verkäuferin etwas nebenbei zu verdienen. Ich erinnere mich, wenn meine Mutter eine komplette große Wäsche in einem Haushalt erledigt hatte, bekam sie dafür 5,-- DM. So war es auch für mich selbstverständlich, meiner Mutter bei diesen Arbeiten zu helfen; denn die Wäsche mußte ja damals noch „geschlagen“ werden, 300 oder 400 mal, das war dann Kinderarbeit, ebenfalls das Bedienen der Wringe.

So ging ich u.a. schon weit vor der Schulentlassung mittags in ein Viersener Schuhgeschäft mit Schuhreparatur, um dort die Schuhe der Kunden zu putzen, sie dann in das entsprechende Regal zu stellen und noch viele andere Dinge zu tun. Dafür bekam ich dann im Monat 10 Mark und zu Weihnachten ein Paar rote Lederpantoffel, die damals 8 Mark kosteten, und war glücklich darüber. Von all diesen Dingen konnten wir dem Vater nichts mitteilen, aber wir hatten das Gefühl, daß er es trotzdem irgendwie wußte.

1949/50 bekamen wir längere Zeit kein Lebenszeichen des Vaters.

Durch Heimkehrer, die mit meinem Vater zusammen gewesen waren, erfuhren wir dann Fürchterliches. Einige Kriegsgefangene aus dem Lager, in dem auch mein Vater war, wurden im Dezember 1949 kurzerhand aus der Lagergemeinschaft heraus, mit für sie unbekanntem Ziel, auf den Weg geschickt. Zu ihnen gehörte auch mein Vater.

Man hatte diesen Menschen von russischer Seite immer wieder klargemacht, sie seien Kriegsverbrecher und ihre Aufseher, die sie nun begleiteten, sagten ihnen, daß sie nach Rostow am Don transportiert und dort wegen Kriegsverbrechen vor Gericht gestellt würden. So waren diese Wochen der Weihnachtszeit und der Jahreswechsel 1949/50 eine reine Folter für diese Männer.

Man sperrte diese Menschen in Räume, die man keinem Stück Vieh zugemutet hätte. So waren die Räume bei ca. 30 bis 40 Grad unter Null ungeheizt, dann wieder so

stark erhitzt, daß sich die Männer nackt ausziehen mußten, dann wieder wurden die Zellen unter Wasser gesetzt. Es gab kaum etwas zu essen oder zu trinken, aber dafür reichlich Verhöre und Folter. Mein Vater wurde Weihnachten 1949 zum Tode verurteilt und einige Zeit später zu 25 Jahren Zwangsarbeit „begnadigt“.

Die Männer waren durch Folter und Verhöre psychisch und physisch am Ende und hatten alle Hoffnung verloren, je ihre Angehörigen und die Heimat wiederzusehen. Zu den Methoden der Folter gehörte auch u.a. das Schreibverbot. Mein Vater konnte nach seiner Heimkehr über diese Dinge kaum sprechen und brach in Weinkrämpfe aus, so daß uns über diese Ereignisse nicht viel bekannt wurde.

Die Kriegsgefangenen wurden immer wieder nach ein bis zwei Jahren, manchmal auch nur nach wenigen Monaten, in andere Lager verlegt. So ist uns bekannt, daß mein Vater - wie anfangs beschrieben - in einem Lager in der Nähe von Moskau war, dann in der Nähe von Stalingrad, dann in Workuta am Eismeer, in Rostow am Don und die letzten beiden Jahre, bis zu seiner Entlassung, in einem großen Kriegsgefangenenlager südlich von Swerdlowsk - heute Jekaterinburg auf der östlichen Seite des Urals. Dieses letzte Lager war nur rd. 50 km vom russischen Atomversuchsgelände, in der Nähe von Tcheljabinks, entfernt, wie wir erst seit einiger Zeit wissen.

Von hier aus wurde er Anfang Januar 1956 - mittlerweile gesundheitlich sehr angeschlagen - mit dem letzten Kriegsgefangenen-Heimkehrertransport, dem sogenannten Krankentransport auf die lange Reise, in verplombten Zügen, in die Heimat geschickt.

Am 16.1.1956 erreichte dieser Transport mit russischem Begleitpersonal - Ärzte und Sanitäter - den Grenzbahnhof Herleshausen. Dort wurden sie von einer riesigen Menschenmenge stürmisch begrüßt und mit Blumen und Geschenken überhäuft. Von dort kamen dann alle - transportiert in Krankenwagen - in größere Krankenhäuser der Umgebung. Mein Vater kam mit vielen Kameraden in das Krankenhaus Weende bei Göttingen - einer ehemaligen Kaserne der Deutschen Wehrmacht - heute Universitätsklinik Göttingen.

Am Morgen dieses 16. Januar 1956 wurden die Namen der Heimkehrenden über Radio bekanntgegeben. In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1956 sah ich meinen Vater wieder. Ich war ein Kind von acht Jahren beim letzten Urlaub meines Vaters und wurde, als ich ihn damals wiedersah, drei Wochen später 21.

Schulentlassung - und was dann?

Das Jahr 1950 brachte für mich einen einschneidenden neuen Lebensabschnitt. Mit dem 25. März 1950 war meine Schulzeit und die der meisten Mitschülerinnen und Mitschüler des Jahrganges 1934/35 in der Volksschule beendet. In den Jahren 1946/47, als für unsere Klassen der Schulwechsel in das „Lyzeum“ wie die höhere Schule für Mädchen hieß, oder Gymnasium stattfand, wurde auch ich von der Klassenlehrerin für „weiterbildungsfähig“ angesehen, und sie führte ein Gespräch mit meiner Mutter. Es wurden aber nur wenige Worte darüber gewechselt, warum ich die Volksschule weiter besuchen sollte. Der einzige Grund, der verhinderte eine höhere Schule zu besuchen, war das damals zu zahlende Schulgeld von 20 Mark monatlich.

Meiner Mutter wurde für mich ein Stipendium angeboten, das sie aber mit der Begründung ablehnte: „Irgendwann muß ich das zurückbezahlen, besonders dann, wenn es einmal nicht klappt, und dann kann ich bei meinem Einkommen die Sache nicht mehr übersehen!“ Außerdem mußten auch die Lernmittel aus der eigenen Tasche bezahlt werden. „Dat Kenk jeht op de Volksschuel on domöt basta!“

Ende 1949 wurden wir dann schon in den Klassen in Bewerbungsgespräche und schriftlicher Bewerbung unterwiesen. Die Bewerbungen waren jedoch damals für uns eine ganz vertrackte Situation, und das kam so:



• Schulklasse vor der Schule Unterbeberich

Nach 1945 setzte ein fast nicht zu bewältigender Flüchtlingsstrom Deutscher aus den Vertreibungsgebieten des ehemaligen Ostdeutschlands ein. Dies war für das damals zerstörte Westdeutschland ein Riesenproblem, und in dieser Zeit gab es bei den Einheimischen eine Menge Bedenken, bis hin zu offener Ablehnung. „Flüchtlinge“ - dieser Ausdruck wurde sehr abfällig benutzt.

Bei unseren Bewerbungen wurden wir nun immer häufiger mit dem Satz konfrontiert „Ostflüchtlinge gehen vor!“ Damit wurde dann so manche Bewerbung abgelehnt. Auf diese Weise sollte die Integration der Menschen, die Heimat und Habe verloren hatten, gefördert werden. Dies verstand oder wollte kaum einer verstehen, da auch hier sehr viele Menschen kaum das Nötigste zum Leben hatten.

Da in den ersten Jahren nach der Währungsreform der Wiederaufbau in vollem Gange war, fand doch Jede und Jeder von uns im Laufe der Monate bis zur Schulentlassung eine Lehr-, Anlern- oder Arbeitsstelle, zwar nicht immer das Gewünschte, jedoch erst einmal Arbeit und entsprechendes Entgelt.

Ich bekam, nachdem ich mich u.a. bei der Fa. Kaiser's für eine kaufmännische Lehre beworben hatte, einen Lehrvertrag als Verkaufslehrling in einer Filiale der Firma. So begann ich am 1.4.1950 meine Lehre in der Filiale Hauptstraße 93. Im Laufe des nun folgenden ersten Lehrjahres, mit einem Lehrgeld im ersten Jahr von 33,-- DM monatlich, wurde ich dann in den verschiedensten Filialen in der Stadt eingesetzt.

Neben der nun wöchentlich zu besuchenden Berufsschule fanden auch durch die Firma Kaiser's veranstaltete interne Verkaufs- und Werbeschulungen statt. Aus gesundheitlichen Gründen war es mir leider nicht möglich, die Lehre als Verkäuferin zu beenden, und so wurde ich, nach einem Jahr als „Anlernling“ mit Wochenlohn, in das Büro übernommen. In der neuen Arbeitsstelle der Abteilung „Miete-Einrichtung“ teilten wir uns zu zweit einen Schreibtisch, und das etwa bis 1955. Hier war ich nun u.a. mitverantwortlich für die Fotokopier- und Lichtpauserei. Der Wochenlohn betrug rd. 15,-- DM, und der Stundenlohn war damals 46 Pfennig, bei 48 Stunden Wochenarbeitszeit. Diese ging von montags bis freitags von 7.30 Uhr bis 17 Uhr und samstags von 7.30 Uhr bis 12.30 Uhr, jeweils unterbrochen von einer Frühstückspause von 15 und einer Mittagspause von 30 Minuten.

In der verbleibenden Freizeit am Abend und am Wochenende war ich aktiv in der katholischen Jugend von St. Remigius. Gruppenabende, Volkstanz- und Theatermiete füllten viele frohe Stunden im Kreise Gleichaltriger.

Das Leben ringsum war dürftig

von: **Lieselotte Kleu**

Ich bin vom Hoser bzw. von Viersen-Bockert. Meine Eltern, mein jüngerer Bruder und ich wohnten im Eigenheim. Als die Fliegeralarme zwischen 1939 und 1940 immer häufiger wurden, kam ich durch die Kinderlandverschickung ins Allgäu, wo ich von einer Familie in einem Bauernhof aufgenommen wurde.

Ein halbes Jahr vor meinem Schulabschluß kam ich nach Viersen zurück. Nach meinem Schulabschluß forderten mich meine Allgäuer Gasteltern als Pflichtjahrmädchen an. Alle vierzehnjährigen Mädchen hatten zu dieser Zeit ein Haushaltsjahr zu absolvieren.

1942 begann ich eine kaufmännische Lehre in Viersen bei Kaiser's. Noch vor dem Ausbildungsende sollten wir Auszubildende als Flakhelferinnen eingezogen werden. So geschah es, daß wir von Kaiser's eine Ausnahmegenehmigung bekamen und unsere Prüfungen schon nach 2 1/2 Jahren ablegen konnten. Im Herbst 1944 wurden wir, während eines Fliegeralarms, im Privatkeller von Frau Notberg geprüft.

Um mich vor einer Einberufung zu schützen, forderte mich mein Allgäuer Pflegevater als Hilfe für seine Landwirtschaft an. Am 1. Mai rückten dort die Franzosen ein. Die französischen Offiziere bekamen Quartiere in Privatzimmern, während die Marokkaner in Scheunen untergebracht wurden. Von dort entfernten sie sich oft, um die Frauen und Mädchen der umliegenden Einsiedlerhöfe zu belästigen und gar zu vergewaltigen.

Im Mai erreichte mich ein Telegramm aus Viersen mit dem Wortlaut „Mutter schwer erkrankt, sofort kommen“. Der Ortspfarrer übersetzte die Zeilen ins Englische und Französische. Mit diesem „Dokument“ (statt eines amtlichen Passierscheines) reiste ich auf abenteuerliche Weise durch verschieden besetzte Zonen zu meinen Eltern nach Viersen. Die Grenzsoldaten wiesen mich an den Übergängen meist aus dem Zug, da ich ohne Passierschein unterwegs war. So mußte ich diese Abschnitte mühsam zu Fuß zurücklegen. Der kostbare Inhalt meines Koffers bestand aus 60 Eiern, 1,5 kg Butter und einem Stück Emmentaler Käse. Die Lebensmittel waren unverdorben, als ich in Viersen ankam und feststellte, daß meine Mutter nicht erkrankt, aber genau wie mein Vater halb verhungert war.

Ich gewöhnte mich nur schwer an das Hungerleiden zu Hause. Ebenso fiel mir das Haushalten mit fast Nichts sehr schwer. Ich bot mich an, für bedürftige Nachbarn die Suppenration in der im Bockert eingerichteten Suppenküche zu holen. Im Bockert, Hardter Straße 159, stand regelmäßig Herr Kleu, der mich auch manchmal scherzhaft ansprach. Er konnte seinem erlernten Bäckerberuf nicht mehr nachgehen, da er als Marinesoldat bei einem Luftangriff seinen rechten Arm verloren hatte.

Er führte als Nachfolger seines Vaters ein Notlädchen für Devotionalien und später für Särge. Sein Vater, seine Schwester, die Tante, zwei Cousinen und ein Vetter waren ums Leben gekommen, nachdem noch am letzten Kriegstag fürs Bockert, das Elternhaus durch drei Bomben gänzlich zerstört wurde.

Ende November 1945 war seine Schwester mit ihren drei Kindern aus tschechischer Gefangenschaft zurückgekehrt. Ihr jüngstes, vier Monate altes Kind hatte sie in einem radlosen Kinderwagen hinter sich hergezogen. Sie trugen alle nur armselige Lumpen und kein richtiges Schuhwerk. Die hilfsbereiten Bockerter versorgten sie alle mit Kleidung und Schuhen, obwohl sie selbst kaum etwas hatten.



Frauen im Bockert sammeln Spinnwaren

Der Bruder war inzwischen Chorleiter des Kirchenchores, dem ich auch bald angehörte. Die Gottesdienste waren stets gut besucht. Es wurde trotz - oder wegen - der Not viel und engagiert mitgesungen. Meine für Weihnachten 1947 geplante Verlobung mit Herrn Kleu fand erst am zweiten Weihnachtstag nachmittags statt, da er seinen Chorverpflichtungen nachgehen mußte. Im Kreise der Familie und Freunden gaben wir uns feierlich das Jawort.

Das Leben ringsum war dürftig und man war stets bemüht, die mangelhafte Ernährung auf Lebensmittelkarten aufzubessern. Von mir gestrickte Pullover tauschte ich mit den Bauern gegen Lebensmittel. So mußte ich auch einen Teil meiner Aussteuer gegen Lebensmittel eintauschen (ein Bettuch gegen ein Brot usw.). Wir heirateten sechs Wochen vor der Währungsreform am 8.5.1948. Das Brautkleid, der Anzug und der Zylinder waren geliehen. Das tollste Hochzeitsgeschenk machte ein Bauer: Ein Stück Speck und zwei Gänseeier.

Unter den Geschenken waren unter anderem zwei Nachttischlampen, deren Fuß ehemals als Gasmasken diente und ein zum Küchensieb umfunktionierter Stahlhelm. Wir konnten bei meinen Eltern wohnen.

Gekocht wurde auf einem schwarzen Einheitsöfchen, wovon seinerzeit jedem frischvermählten Paar ein Exemplar zugeteilt wurde. Wir hatten sogar einen eigenen - sozusagen - neuen Schrank in der Wohnküche. Dem Schreiner hatten wir dafür zwei alte Schränke, 3,5 qm Eichenfurnier, Beschläge und 7,5 kg Leim geliefert. Mein Mann hatte durch das Sarggeschäft entsprechende Quellen zu solchen Raritäten. Der Lohn für den Schreiner belief sich auf 15 Pfund Mehl und 800 Reichsmark, die ohnehin fast nicht mehr Wert waren.

Der Schrank bekam auch Scheiben. Im Allgäu hatte uns in den letzten Kriegstagen ein deutscher Soldat einen Ring anvertraut, mit der Bitte, ihn seiner Tochter in Krefeld-Oppum zu übergeben. Diesen Auftrag hatte ich ausführen können. Der Vater war nach Hause zurückgekehrt und arbeitete in einer Glasfirma in Oppum, von der er uns die entsprechenden Scheiben besorgte. Man mußte damals eben „Vitamin B“, das heißt „Beziehungen“ haben. Es gab alles, jedoch meist „U.T.“, das heißt „unter der Theke“. Zum Glück änderte sich das schnell nach der Währungsreform.

So begannen wir unseren gemeinsamen Lebensweg. Der Schrank tat uns noch lange gute Dienste in unserem Leben, auch während normalerer Zeiten.

„Zustand ernst - Ehefrau erwünscht“

von: **Gertrud Herrmanns, verwitwete Gotzen, geborene Dohr**

aufgezeichnet von der Enkelin: **Nicola Schmitz**

Natürlich kommen in der Erzählung meiner Großmutter auch die im Laufe der Zeit immer stärker werdenden Bombenangriffe auf Viersen vor, doch zwischen vielen anderen, für meine Oma bedeutenderen Ereignissen, treten sie eher in den Hintergrund. 1940 heiratete sie Josef Gotzen, der gleich darauf einberufen wurde. 1941 kam meine Mutter Hiltrud zur Welt. 1943 fiel mein Großvater in Siedlce/Polen. Für mich war es sehr erstaunlich zu hören, was meine Großmutter zu der Zeit - ganz allein auf sich gestellt, denn außer ihrer Schwiegermutter scheint ihr aus ihrer recht großen Familie niemand geholfen zu haben - alles unternahm und tat, und das, wo ich sie heute, mit über 80 Jahren und schon solange ich sie kenne, als sehr ängstlich und wenig unternehmungslustig erlebe.

Jedenfalls, 1941 fuhr sie noch kurz vor der Entbindung auf dem Rad quer durch Viersen, um die erste Wohnung einzurichten. Zwischenzeitlich erreichte sie es, daß ihr bereits eingezogener Mann von drei verschiedenen Ärzten als „nicht kriegsverwendungsfähig“ erklärt wurde, was ihm jedoch nicht viel half, da der Militärarzt das Schreiben auf der Stelle zerriß. Als sie im Oktober 1943 durch folgendes Telegramm: „Zustand ernst, Ehefrau erwünscht“ von der Verwundung ihres Mannes erfuhr, machte sie sich unverzüglich auf den Weg, obwohl sie noch nie alleine mit dem Zug unterwegs gewesen war. Dazu mußte sie einen besonderen Ausweis mit Fingerabdrücken haben, den sie sich vorausschauend bereits besorgt hatte. Außerdem mußte sie sich eine Genehmigung bei der örtlichen Polizei holen, wohin sie mit dem Rad ohne Licht fuhr. Nach etlichem Hin und Her erhielt sie die Genehmigung von den Beamten, die sich beim Kartenspielen gestört fühlten.

Ihr Zug, der um 17.00 Uhr ging, war bereits abgefahren, so daß sie bis zum nächsten Morgen warten mußte. Danach war sie zwei Tage auf bombardierten Strecken, ab Berlin in Militärzügen, unterwegs. In Warschau angekommen, hätte sie als Zivilperson eigentlich nicht am Hauptbahnhof aussteigen dürfen, tat es aber dennoch. Umgeben von (wie ich annehme) Gefangenen (vielleicht KZ-Häftlinge?) und Männern der mir unbekanntem Organisation TODT suchte sie am Schalter vergeblich nach deutschsprachigen Leuten und stieß schließlich auf eine Rot-Kreuz-Schwester,

die ihr auch half, ihren verlorenen Koffer wiederzufinden. Nach einem Essen in einem Militärlager machten sich die beiden Frauen mit dem Zug auf den Weg bis zur Endstation, Richtung Lazarett, das in der Nähe der Front lag. Als sie ankamen, erfuhren sie, daß mein Großvater bereits kurz nach dem Abschicken des Telegramms gestorben war. Zunächst wurden sie, für damalige Verhältnisse, reich bewirtet. Für ihren einwöchigen Aufenthalt war sie in einem Haus außerhalb des Lazaretts und des Lagers untergebracht. Durch das ständig zu hörende Knallen und Schießen von der Front erschien ihr alles unheimlich und gefährlich. Mein Großvater wurde einige Tage nach ihrer Ankunft mit kurzer militärischer Ehrerbietung und geistlichem Geleit beigesetzt.

Zurück in Viersen, als Witwe, hatte es meine Großmutter spürbar schwerer: Ihre Entscheidungen, was z.B. einen Kinderwagen im Hausflur anbelangte, der schon immer dort gestanden hatte und nun auf einmal weg sollte, wurden nicht ernst genommen, da sie von einer alleinstehenden Frau kamen.

Auch die Versorgung mit Lebensmitteln muß wesentlich schwieriger geworden sein, so daß es häufiger zu kritischen Situationen wegen der Milch kam, die meine Mutter z.B. einmal umstieß. Mit der damals Zweijährigen fuhr sie zu Bauern außerhalb von Viersen, um Tauschgeschäfte zu machen, aber die jagten die Hunde auf die Beiden. Wenig später fuhren meine Großmutter, meine Mutter und die Urgroßmutter väterlicherseits nach Thüringen und besuchten dort eine Schwägerin. Per Brief erhielt meine Oma Nachricht, daß sie die Wohnung wechseln könnte, kehrte sofort zurück und zog von der Gladbacher Straße auf die Bleichstraße. Von ihrem Vater wurde sie

für verrückt erklärt, so nah ans stark bombardierte Stadtzentrum gezogen zu sein. Außer dem Absturz eines Kampfflugzeugs hinter dem Haus auf der Gladbacher Straße blieb sie jedoch in der gesamten Kriegszeit von derlei verschont.



Alte Frau mit Kinderwagen

Das Kriegsende selber erlebte sie beim Einmarsch der Amerikaner über die heutige Freiheits-/Kölnische Straße. In den letzten Tagen davor müssen sich einige skurrile Szenen zugetragen haben: Aus Angst vor Plünderungen wurde

Meine Oma erzählte davon, daß in der Molkerei alle Schläuche aufgeschnitten worden seien und infolgedessen ein riesiger Milchsee entstanden sei. Ebenso seien Federbetten aufgerissen worden. Dies sollten die amerikanischen Soldaten getan haben.

Kurz vor dem Einmarsch wurde wohl ein Teil der Artillerie nach Viersen verlegt. Meine Großmutter kam in Kontakt mit einem deutschen Soldaten, der bei ihrer Schwiegermutter versteckt war und dann flüchtete.

Den Einmarsch schilderte sie als nicht endenwollende dreireihige Kolonnen hauptsächlich schwarzer Soldaten - für sie „Neger“. Da keine Milch mehr vorhanden war, der Milchhof aber auf der anderen Straßenseite lag, stürzte sie sich notgedrungen zwischen die Reihen und überquerte - zu ihrem eigenen Erstaunen - unbehelligt die Straße. Milch war allerdings nicht mehr zu bekommen.

Die Zeit kurz danach brachte für ihr Lebensgefühl kaum Veränderungen, der Hunger bestimmte weiter ihr Leben.

Außerdem kam Angst hinzu, da ein Schwager beschuldigt wurde, bei der GESTAPO gewesen zu sein. Ein gefälschter Brief, den meine Oma angeblich geschrieben haben sollte und der ihn des Mordes beschuldigte, tauchte auf. Meine Großmutter wurde aus ihrer Wohnung zur amerikanischen Militärpolizei geholt, wo sie in holprigem Deutsch verhört wurde. Sie sollte auf diesem Schriftstück ihre Handschrift erkennen, die sie jedoch als gefälscht nachweisen konnte. Auch die gewünschten Informationen zu den diesbezüglichen Aktivitäten ihres Schwagers konnte sie nicht geben, da sie während der Kriegszeit kaum in Kontakt zu ihm stand. Dieser Schwager wurde später in Belgien „zur Schau“ gestellt.

Der Bericht meiner Großmutter enthält gegenüber dem, was ich in der Veranstaltung in der Stadtbibliothek von anderen Viersener Frauen hörte, wenig politische und allgemeine gesellschaftliche Erkenntnisse. Sie erzählte mir aber sehr viel Persönliches über ihr tägliches Leben.

Die letzten Tage des Februars 1945

von: **Josefine Viehoff**

Meine Eltern und ich mit einer fast einjährigen Tochter bewohnten die Dienstwohnung der Schule Unterbeberich. Seit einigen Wochen lebte meine in Aachen und Viersen ausgebombte Schwägerin mit vier Kindern von zwei bis sieben Jahren bei uns.

Durch den Soldatensender, abgehört unter einer dicken Decke, wußten wir, daß die Amerikaner sich über Hardt Viersen näherten. Die in der Schule auf Strohlagern untergebrachten russischen und polnischen Zwangsarbeiter waren unter SA Begleitung auf die rechte Rheinseite gebracht worden. "Die Braunen haben Viersen verlassen", hörte man. Drei junge Polen, die wir vom Schullager kannten, klopfen und baten um ein Versteck. Sie waren rechtzeitig vor dem Wegtransport ausgerissen. Mein Vater brachte sie auf dem Schulspeicher unter und wir brachten ihnen Essen.



Auch vier Nachbarn, die im eigenen Häuschen keinen Keller hatten, kamen zu uns. Von den meist einzeln, erschöpft vor den Häusern vorbeitrottenden deutschen Soldaten bat einer darum, ihn zu verstecken. Er kam zu den Polen auf den Schulspeicher. Zum Glück hatte uns eine junge Frau aus den „Kosthäusern“ einige Brote gebracht. Sie stammten aus dem

Die 102. US-Inf.-Division rückt durch Viersen vor

„kaiserlichen“ Depot im Hoser, das nach Abzug der Wachen sofort geplündert wurde.

So saßen wir acht Erwachsenen und fünf Kinder im Keller und beteten, daß wir alles gut überstehen würden.

Draußen herrschte eine fast unheimliche Stille. Ab und zu kreiste ein fremder Flieger am Himmel und aus der Ferne hörte man hin und wieder Kanonendonner.

Plötzlich ein seltsames Geräusch, wie Kettenrasseln. „Panzer“, sagte mein Vater. Ich schlich die Kellertreppe hoch und versuchte gebückt einen Blick durch das Fenster zu tun. Panzer hinter Panzer rollten die Gladbacher Straße hinunter, rechts und links begleitet von Infanteristen, Gewehr im Anschlag. Als ich einen Schuß hörte, lief ich schnell in den Keller zurück.

Auf einmal Schläge gegen das verschlossene Schultor. Ich ging hinaus und öffnete. Eine Gruppe amerikanischer Soldaten, darunter ein Offizier, erklärten das Wohnhaus für beschlagnahmt und schrieben die Nummer ihrer Einheit auf das Tor. Ich erzählte dem Offizier von den versteckten Polen und dem deutschen Soldaten. Sie kamen aus der Schule, der Soldat wurde gefangengenommen. Ich mußte mich beherrschen, als ich sah, wie ein Amerikaner ihm die Uhr abriß. Die Polen kamen in ein Lager auf dem Bongartzhof in Oberbeberich. Die Nachbarn wurden nach Hause gebracht. Meine Bitte, wegen der Kinder im Keller bleiben zu dürfen, wurde abgelehnt. Wir durften einige Decken mitnehmen und mußten auf das total verflochte Stroh der Schule.

Nach zwei Stunden hörten wir laute Befehle und sahen, wie das Haus verlassen wurde. Ich schloß sofort das Schultor ab und wir merkten, daß die Schrift darauf, uns vor weiterer Beschlagnahme schützte. Im Haus war alles durchwühlt und beschmutzt. Wie begannen unsere Flohstiche zu spüren und gingen auf Jagd.

Einen großen Schrecken bekam ich, als ich in der Küche ein vergessenes Maschinengewehr liegen sah. Nach einigem Überlegen ging ich ans Fenster und sprach einen vorbeimarschierenden Soldaten deswegen an. Drei kamen, Gewehr im Anschlag, herein und holten es ab.

Gemeinsam dankten wir Gott, daß für uns Friede war. Wir wurden nicht mehr belästigt. 1. März - es war ein herrlicher Frühlingstag, als ob die Natur sich mitfreuen wollte, Zeichen der Hoffnung für einen guten Neuanfang.

„Prägende Jahre“

von: **Erika Zachau**

Im Jahre 1941, als Hitler sich auf dem Höhepunkt seiner Macht befand, bin ich geboren. Ich war also, als dieser katastrophale Krieg zu Ende ging, ganze dreieinhalb Jahre alt. Trotzdem gibt es Geschehnisse, die sich förmlich eingebrannt haben und die auch heute noch gegenwärtig sind. Es sind dies sicher nicht die großen Ereignisse, aber ich erinnere mich an einige Dinge, die sich wie kleine Mosaiksteine zu einem Ganzen fügen und die Grundlage für meine pazifistische Lebenseinstellung bilden.

Da ist zunächst eine Szene auf dem Friedhof in Viersen. Als Dr. Goebbels im Jahr 1944 eine Rede in Rheydt hielt, kam es zu einem überraschenden Bombenangriff auf Rheydt. Meine Mutter befand sich mit ihren beiden Kindern, mein Bruder war gerade ein halbes Jahr alt, auf dem Friedhof, als dieser Bomberpulk Rheydt anflog. Nun gibt es am Hauptweg eine Grabstätte, auf der ein großer weißer Marmorengel mit ausgebreiteten Flügeln an die Verstorbenen erinnert. Hier befanden wir uns, meine Mutter stellte sich vor diesen Engel und drückte uns beide Kinder in die Flügel. Es wurden auch Bomben abgeworfen, aber uns passierte nichts. Seit der Zeit hieß dieser Engel für uns „Hüteengel“ und ihm wurde auch nach dem Krieg immer wieder ein Besuch abgestattet.

In einer anderen Situation haben wir ebenfalls großes Glück gehabt. Wir wohnten auf der Rahserstraße. Unser Keller war nicht luftschutzmäßig ausgebaut und so mußten wir den Keller der Familie van Ratingen mitbenutzen. Zwischen unserem Haus und dem Nachbarhaus war ein gepflasterter Hof, die Toilette war, wie damals häufig, draußen auf diesem Hof in einem Anbau untergebracht. Als nun Luftalarm gegeben wurde, wollte meine Mutter mit uns Kindern in den eigenen Keller, aber auf der Kellertreppe bereits begann das Haus zu wackeln, Gläser mit selbst eingemachter Marmelade fielen von einem Regal im Eingangsbereich des Kellers, so daß meine Mutter voller Panik den Weg über den Hof zum Nachbarkeller antrat. Von der roten Marmelade waren wir getroffen worden, und machten so einen erschreckenden Eindruck.

Hätten wir uns allerdings in dem Keller befunden, lebten wir wahrscheinlich heute nicht mehr; denn eine Bombe war in der Nähe niedergegangen und die Steine des

Anbaus waren durch das Kellerfenster in unseren Keller geflogen und hätten uns, falls wir uns dort aufgehalten hätten, wahrscheinlich erschlagen.

Im Jahr 1944 wurde mein Vater zum ersten Mal verwundet. Er lag in einem Lazarett in Lippstadt und meine Mutter und ich besuchten ihn. Kurz vor Lippstadt geriet der Zug in einen Bombenangriff und alle mußten ihn verlassen. Wir kauerten am Bahndamm, bis die Gefahr vorüber war.

Mein Vater lag auf einer Holzpritsche in dem Lazarett, welches in einer Schule untergebracht war. Es herrschte eine qualvolle Enge, jeweils drei Holzpritschen waren als „Betten“ übereinander angeordnet, dazu kamen ein schrecklicher Gestank und vor allem das Stöhnen der Verwundeten, welches mir große Angst einjagte.

Mein Vater war zum Glück nur leicht verwundet, so daß wir das Lazarett verlassen und die Zeit außerhalb miteinander verbringen konnten. Auf der Rückfahrt herrschte in dem Zug eine unsagbare Enge, da viele Soldaten zur Front fuhren. Dazu konnten die Toiletten nicht benutzt werden und was macht man, wenn ein kleines Mädchen dann aber unbedingt einmal „muß“? Wie meine Mutter mir erzählte, „opferte“ ein Offizier in dieser Situation seinen Stahlhelm, um ihn dann anschließend aus dem Fenster zu werfen.

Entsetzlich war die blecherne roboterartige Stimme im Radio, die immer diese Luftalarmmeldungen gab. Da hieß es zum Beispiel, nachdem besonders eindringliche Töne akustisch auf die drohende Gefahr hingewiesen hatten: "Hier ist der Drahtfunk - feindliche Fliegerverbände befinden sich im Anflug auf den 'Großraum Krefeld'. Wir schalten jetzt ab, aber wir kommen wieder". Und dann diese grauenhafte Stille. In der Nacht sahen wir die durch die sogenannten „Pfadfinder“-Flugzeuge abgeworfenen „Christbäume“, die den Bereich für die Bombardierung markierten, später hörte man das Dröhnen der Bomber, sah die „Lichtfinger“ der Scheinwerfer, die versuchten, ein „winzigkleines“ Flugzeug zu packen und durch die Flak (Fliegerabwehrkanonen) abzuschießen. Eine Flakstellung befand sich in Viersen-Helenabrunn.

In einer solchen Nacht befanden wir uns vor der Luftschutztür des Nachbarkellers und hämmerten dagegen, doch die Türe wurde nicht geöffnet. Es war eine grauenhafte Angst, die uns packte, bis schließlich eine Benutzerin des Kellers uns nach endlosen Minuten doch hineinließ. Die Angst ließ einen die gesamte Zeit im Keller nicht los, bei Einschlägen in der Nähe vibrierte der Keller und man wußte nach der Entwarnung nie, stand das „eigene“ Haus noch, wo waren die Einschläge, waren Brand- und Phosphorbomben abgeworfen worden, dazu kam die Sorge um die übrigen Familienangehörigen, vor allem um meinen Vater, der ja irgendwo an der Front stand. Es wurde wohl in Deutschland nie mehr gebetet, als in diesen Bombennächten im Keller.



Deutsche Zivilisten retten ihre Habe aus brennenden Häusern

Dann war an dem ersten Märztag 1945 für Viersen der Krieg zu Ende. Die Amerikaner kamen vorsichtig vom Hoser her über den Lichtenberg in die Stadt. Für uns waren Angst und Schrecken vor dem Bombardement vorbei, aber nun begann der Kampf um das tägliche Brot. Außerdem wurde ja im übrigen Deutschland noch gekämpft und so zogen die Flugzeugpuls über Viersen hinweg, um doch noch ihre

tödliche Last abzuwerfen. Meine Angst vor diesen Flugzeugen blieb noch sehr lange.

Unter den hier einquartierten amerikanischen Soldaten waren auch farbige, die besonders zu uns Kindern sehr freundlich waren und uns Schokolade oder Kaugummi gaben. Hier war, durch die Goebbels'sche Propaganda begünstigt, die große Angst meiner Mutter, die Sachen könnten vergiftet sein und daher ihre Warnung, weder etwas anzunehmen, geschweige denn es zu essen. Diese Angst bestätigte sich natürlich nicht und ich weiß, daß ich vor allem die Schokolade gerne genommen habe.

Viersen sah schrecklich aus. Überall Trümmer und Bombentrichter. Die Remigiuskirche hatte keinen Turm mehr. Auf der Hauptstraße, die besonders schwer getroffen worden war, standen nur noch vereinzelt Häuser. Vom Stadthaus war nur der Treppenaufgang übriggeblieben; es war für uns Kinder ein Spiel, auf der einen Seite die Stufen hinauf- und auf der anderen wieder herunterzulaufen.

Viele ehemalige Geschäfte wurden später zunächst nur Parterre betrieben. Die Häuser auf der Hauptstraße, vom ehemaligen Neumarkt aus gesehen, waren weniger stark beschädigt. So hatte auch der Arkadengang vom Möbelhaus Furtkamp den Krieg überdauert und diente bei Regen als Unterstellmöglichkeit. Die „Löwenapotheke“ und das Puppengeschäft „Thürlings“ waren ebenfalls relativ unbeschädigt geblieben. Sehr schnell regten sich in Viersen, wie überall, die fleißigen Hände wieder. Die Trümmer wurden geräumt, es wurde improvisiert und auch relativ schnell wieder aufgebaut.

Doch zunächst, in den ersten Monaten nach dem Einmarsch der Amerikaner, war es schlimm. Es gab ja nichts zu kaufen und so mußte man „organisieren“.

Es herrschte große Not, Brennmaterial zu bekommen. Wenn nun durch Pferdefuhrwerke Kohlen zur Kohlenhandlung Hommen gebracht wurden, paßten wir Kinder auf, ob nicht durch das Rütteln (viele Straßen hatten noch Kopfsteinpflaster) welche herunterfielen. Diese wurden aufgesammelt und dann zusammen mit Holz verheizt. Holz wurde im Bruch und auf dem Hohen Busch „besorgt“, d.h. gesammelt, aber auch trotz Verbots geschlagen. Später, als es wieder Briketts gab, wurden diese dann in feuchtes Zeitungspapier gepackt, damit sie weniger schnell wegbrannten. Wichtig war auch, den Ofen durchbrennen zu lassen, da es immer sehr mühsam war, ihn wieder anzuheizen.

Es wurde überhaupt alles gesammelt, was sich nur eben lohnte. Das Wichtigste für viele waren Zigarettenkippen, wie ja auch die Zigarettenwährung die effektivste war. Beeren für selbstgemachte Marmeladen, Laub und „Roßäpfel“ (Pferdemist) als Dünger für den Garten, alles wurde zusammengesucht und verwandt. Jeder bemühte sich, wenigstens ein Stück Garten zu bebauen. Wer Gemüse und Obst selbst ziehen konnte, war gut dran. Überall gab es große Ackerflächen, die mit Weiß- und Rotkohl bestellt waren. So mancher Abendspaziergang führte in die Nähe der früheren Radrennbahn in den „Sandbergen“ im Bereich Pittenberg. Hier waren große Kohlfelder und so mancher Kohlkopf fand seinen Weg in den mitgebrachten Sack.

Eine Mutter mit zwei Kindern wirkte ja unverdächtig, allerdings mußte man schon aufpassen, denn später wurden die Felder bewacht. Doch was tut eine Mutter nicht alles, wenn ihre Kinder Hunger haben.

Es gab im Bahnhofsbereich Straßen, die in Kartoffeläcker verwandelt worden waren. Wenn die Bauern ihre Äcker abgeerntet hatten, gingen wir nachlesen und waren froh, über jede Kartoffel die wir fanden. .

Zu dieser Zeit traten auch die Kartoffelkäfer in Scharen auf und dieser Schädling wurde von uns Kindern bekämpft. Die befallenen Blätter wurden mit Eiern und Larven abgenommen und anschließend verbrannt. Es ging damals das Gerücht, diese Käfer wären von den Amerikanern abgeworfen worden, da es sie angeblich früher nicht gegeben hätte. Wie so vieles, blieb auch das nur ein Gerücht, welches sich nicht bestätigte.

Nicht nur Gemüse und Obst wurden selbst angebaut. So standen hinter der Wohnung meiner Großeltern Tabakpflanzen, die sehr gehütet wurden. Wenn die Pflanze „reif“ war, wurden die Blätter abgeschnitten und zum Trocknen aufgehängt. Diese Blätter gaben einen für mich wunderschönen Duft ab, nach dem die ganze Wohnung roch. Die trockenen Blätter wiederum wurden entweder selbst, z.T. mit der Brotschneidemaschine, geschnitten, überwiegend aber zu einem Tabakladen auf der Großen Bruchstraße gebracht und dort gegen fertigen Tabak eingetauscht.

Mitte Dezember 1945, ein Tag, an dem es meiner Mutter gelungen war, Grünkohl zu bekommen, und zwar eine Menge, die für mindestens zwei Tage gereicht hätte, kam um die Mittagszeit plötzlich mein Vater, von dem wir lange nichts mehr gehört hatten, zur Türe herein. Er war völlig ausgehungert und das Mittagessen reichte gerade für ihn. In die riesengroße Freude, daß er wieder da war, mischte sich die Sorge, „was koche ich nun für die Kinder?“

Mein Vater war schwer verwundet, er hatte mehrere Schüsse in sein linkes Bein abbekommen und war operiert worden. Dank der Kunst einer russischen Ärztin konnte er sein Bein behalten, wenn es auch zeitlebens steif blieb. Sein Fuß steckte in einem hohen, grauen Pantoffel aus Filz und er trug einen alten Militärmantel, der umgefärbt später ein Mäntelchen für mich abgab. Während mein kleiner Bruder Angst vor dem „fremden“ Mann hatte, lief ich auf ihn zu und wollte ihn gar nicht mehr loslassen.

Als mein Vater dann wieder eine Arbeit als Pförtner bei der Firma Kaiser's- Kaffee-Geschäft bekam, seinen erlernten Beruf konnte er durch die Verwundung nicht mehr ausüben, ging es uns ganz langsam besser. Wir bekamen eine größere Wohnung auf der Krefelder Straße und so wurde ich im Jahre 1947 in die katholische Volksschule an der Krefelder Straße eingeschult. An dieses erste Jahr in der Schule erinnere ich mich nicht so gern. Es gab ja nichts, außer Bibel und Katechismus kaum Bücher, kein noch so entfernter Vergleich zu den heutigen Lehr- und Lernmitteln. Alle Lehrbücher, ja sogar alle Bilderbücher, wie z.B. „Die Häschenschule“ mußten eine Freigabenummer der britischen Militärverwaltung tragen. Wir gingen mit unserem Tornister aus lederähnlicher Preßpappe, Inhalt eine Schiefertafel und ein Griffelkasten, morgens zur Schule. Die Schiefertafel war von einem Holzrand eingefasst, der sie schützte. Das Schlimmste, was passieren konnte war, daß die Tafel zerbrach, weil es kaum möglich war, Ersatz zu bekommen. Die Griffel wurden ebenfalls sorgfältig gehütet und in einem Griffelkasten aus Holz aufbewahrt, damit sie nicht zerbrachen, weil die Stücke dann wieder angespitzt werden mußten und so viel schneller kürzer wurden. An dem „Toni“, wie er genannt wurde, baumelten das gehäkelte Tafelläppchen, später ein Schwämmchen, das immer wieder naßgemacht werden mußte und nach kurzer Zeit entsetzlich stank und ein Becher für die Schulspeisung. Meiner war emailliert mit einem blauen Rand. Da fast alle Kinder an Unterernährung litten, gab es Milch oder Kakao, wobei die Stanniolkapseln wieder gesammelt wurden; denn Stanniol war ein wertvoller Rohstoff, Tabletten und diese Schulspeisung, die in der Regel aus einer Suppe bestand. Ab und zu gab es aus kleinen Dosen eine Portion Fleisch oder Wurst.

Diese Blechdosen mußten mit einem „Schlüssel“ geöffnet werden, und das abgedrehte Metall war messerscharf. Natürlich blieb nichts in den Dosen zurück, und das letzte Stückchen wurde dann auch direkt aus der Dose gegessen und dabei auch die Reste noch herausgekratzt. Jeder freute sich, wenn er diese Möglichkeit hatte. Bei einer solchen Gelegenheit, habe ich mir ziemlich tief den Finger aufgeschnitten und es gab noch nicht einmal ein Pflaster, geschweige denn einen Erste-Hilfe-Kasten in der Schule. Mit dem Taschentuch meines Lehrers um den Finger gewickelt, mußte ich dann nach Hause gehen.

Da es kaum Butter gab, es sei denn, man hatte beim „Hamstern“ bei Bauern welche bekommen, waren die Butterbrote mit Margarine bestrichen. Diese hatte einen Geschmack, der mich auch heute noch hindert, Margarineprodukte aufs Brot zu schmieren.

Zum täglichen Straßenbild gehörten britische Soldaten mit ihren schweren Armeefahrzeugen. Sie hatten inzwischen die amerikanischen Besatzungssoldaten abgelöst und die früheren Betriebsstätten von Kaiser's auf dem Lichtenberg beschlagnahmt. Später wurde das britische Depot hinter dem Bahnhof gebaut.



Schlangestehen auf der Hauptstraße

Langsam normalisierte sich das Leben und es ging, vor allem nach der Währungsreform, wieder aufwärts.

Es verging das erste Schuljahr, wir zogen wieder um, diesmal zur Jahnstraße zwischen dem Sport- und Trainingsplatz des VfL Grün-Weiß Viersen, der damals in der Oberliga spielte, und ich kam in die Körnerschule. Hier wurden zunächst Jungen und Mädchen aus Platzmangel zusammen unterrichtet, später war die Körnerschule die Jungen- und die benachbarte Klosterschule die Mädchenschule. Eine kleine Steinmauer trennte den Jungen- vom Mädchenschulhof und die Lehrerinnen und Lehrer, die Pausenaufsicht hatten, achteten streng darauf, daß keine Kontakte zwischen Jungen und Mädchen entstanden.

Auf diesem Schulhof standen zwei Wellblechbaracken, wegen ihrer Form „Nissenhütten“ genannt, in denen auch wieder die Schulspeisung ausgegeben wurde. Als besondere Überraschung gab es hin und wieder ein Stück, später eine kleine Tafel „Kwatta“-Schokolade.

Wir Kinder saßen in langen Holzbänken, die eine abgeschrägte Arbeitsplatte hatten. Die Tornister wurden unter die Ablage geschoben, am hinteren Rand war eine Mulde für die Griffel eingearbeitet und es war ein Tintenfaß eingelassen, welches mit einem Metallkläppchen verschlossen wurde. Im zweiten Schuljahr wurde mit Tinte geschrieben. Das war ganz schrecklich, denn das Papier der Hefte war stark holzfasertaltig. Geschrieben wurde mit einem Holzfederhalter und Federn, die es in einem klitzekleinen Geschäft (Molls & Neukirchen) auf der Hauptstraße zu kaufen gab. Drückte man zu heftig, spreizte sich die Feder und ein Weiterschreiben war nicht möglich, dazu war die Tinte von einer ganz schlechten Qualität. Die Schrift verlief und war nicht immer zu erkennen und doch wurde, trotz aller Improvisation, unterrichtet und die Schule machte sogar Spaß.

Es wurde sehr viel gebastelt, so zum Beispiel Ketten und Tiere aus Kastanien und Eicheln, (es war die Zeit wo die „Jagd“ auf abgebrannte Streichhölzer und leere Käseschachteln losging) und Martinsfackeln aus Naturprodukten! Zuckerrüben wurden ausgehöhlt, Augen, Nase, Mund und Ohren ausgeschnitten und eine kleine Kerze darin befestigt und so leuchteten sie „schaurig-schön“, mit vielen kleinen Stöckchen als Stacheln entstand ein „Mecki“ (Igel). Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt.

Der erste Stadtfackelzug endete allerdings mit einem Fiasko. Als besondere Attraktion wurde ein Feuerwerk abgebrannt, aber dazu lagen die Bombennächte noch

nicht weit genug zurück. Viele Kinder hatten Angst und schrien und selbst Erwachsene beschlich ein merkwürdiges Gefühl. In den nächsten Jahren verzichtete man dann zunächst auch auf diesen Abschluß.

Die ersten Lebensjahre waren gewiß für meinen Bruder und mich keine sehr schöne Zeit, aber Dank meiner Eltern haben wir alles gut überstanden und im Gegensatz zu vielen anderen Menschen haben wir noch Glück gehabt, denn wir haben den Krieg als komplette Familie überlebt.

Es war eine schlimme Zeit

von: Ingrid Rogowski

Viele haben nun schon über ihre Erinnerungen an die Kriegszeit geschrieben. Meine Aufzeichnungen sind etwas anders, aber vielleicht sind sie auch von Interesse.

Im letzten Schuljahr 1940, machten wir mit der Klasse einen Radausflug in Richtung Venlo. Auf der Rückfahrt ist mir in Erinnerung geblieben, begegneten uns lange Kolonnen motorisierter Soldaten. Wer von diesen damals jungen Leuten mag den Krieg lebend überstanden haben und heute noch leben?

Mittlerweile war ich 14 Jahre und besuchte die Handelsschule. Rückblickend habe ich den Eindruck, dass wir früher viel länger Kind sein durften. Das soll aber nicht heißen, dass wir nicht auch die Bedürfnisse junger Mädchen hatten. So kauften wir uns, meine Mitschülerinnen und ich, heimlich einen Lippenstift, selbst die Marke weiß ich noch heute, Kasana hieß er. Er wurde kaum angewandt, die Eltern hätten gewiss etwas dagegen gehabt, aber die Hauptsache war, man hatte ihn.

Als Soldaten in der Stadt waren, wurde auch mal ein Blick riskiert, das war es aber auch schon. Ansonsten ging ich, schüchtern wie ich war, geradeaus blickend durch die Straßen und reagierte nicht auf Pfiffe.

Die Schulzeit ging bis 1941, anschließend das Pflichtjahr. [Wer weiß heute noch was Pflichtjahr bedeutete? Jedes Mädchen war in dieser Zeit verpflichtet, nach der Schulzeit ein Jahr in einem haus- oder landwirtschaftlichen Betrieb eine praktikumsähnliche Arbeit zu verrichten. Das „Weibliche Pflichtjahr“ wurde 1938 eingeführt zur Behebung des Mangels an Arbeitskräften in der Land- und Hauswirtschaft, und zur Vorbereitung auf die Tätigkeit als Hausfrau und Mutter. Die Tätigkeit, die alle Bereiche umfasste, wurde im Monat mit 10,-- Reichsmark plus Kost entlohnt.*]

Ab 1942 erfolgte eine zweijährige Lehrzeit im Büro der Viersener Firma Hansella.

Nächtliche Fliegeralarme häuften sich ab 1942. Wir saßen daher oft – später in der Nacht – im Keller oder gingen durch den „Kellerdurchbruch“ ins Nebenhaus zu den Nachbarn.

Eins blieb mir besonders im Gedächtnis. In der Nähe meines Elternhauses fiel eine Bombe. Wann das genau war kann ich nicht mehr sagen. Sämtliche Fensterscheiben gingen zu Bruch. Seit der Zeit war unsere Katze, die bei dem Alarm in der Wohnung blieb, immer die erste im Keller – noch bevor überhaupt die Sirene ertönte.

Meine Lehre endete 1944. Zu der Zeit wurden einige Angestellte dienstverpflichtet in der Produktion – hier Rüstungsindustrie zu arbeiten. Ich war dabei und stand hinfort an der Fräsmaschine. Die Firma Hansella erstellte Teile für den U-Bootbau.

Die Organisationen der NSDAP [Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei] brauchten Angestellte. Ich wurde dienstverpflichtet zur Kreisleitung [Viersen war zu der Zeit ja kreisfrei], die ihr Büro im ehemaligen Haus Dücker an der Heimerstraße in Helenabrunn hatte. Ich durfte zunächst Post öffnen und verteilen und Briefe nach Diktat erstellen. Eines Tages wurde ich einem andern Herrn der Kreisleitung zugeteilt, der war allem Anschein nach sehr ängstlich; denn er hatte zwei Panzerfäuste in der Ecke seines Büros stehen.

Von Helenabrunn aus konnte man den Angriff auf Viersen am 24. Februar 1945 beobachten und sehen, wie „kistenweise“ Brandbomben auf die Stadt fielen. Viersen brannte und wir bekamen die Erlaubnis, zu Fuß nach Hause zu gehen und zu sehen, ob das Elternhaus noch stand. Auf dem Weg dorthin stellten wir fest, dass die Aktienspinnerei brannte. Das Elternhaus stand noch, aber der benachbarte evangelische Kindergarten brannte. Überall auf der Königsallee wütete das Feuer und schlug aus den leeren Fensterhöhlen. Weiter wagte ich mich dann nicht.

Ende 1944 hörte man schon das Wummern der Geschütze. Im Dezember ließ sich meine Mutter mit meinem Bruder evakuieren. Ich durfte nicht mit, da die Kreisleitung dies ablehnte. Mein Vater begleitete sie und ich war zur Weihnacht allein.

Da damit zu rechnen war, dass das Kriegsgeschehen immer näher kam, setzte sich die Kreisleitung im Februar 1945 nach Mettmann, auf die andere Rheinseite ab. Inzwischen war mein Vater wieder zurück.

Im Februar mussten wir auch die Nächte in der Kreisleitung verbringen, da es zu gefährlich wurde öffentliche Verkehrsmittel, sofern sie noch fuhren, zu benutzen. Meine Mutter hatte bei ihrer Evakuierung nach Wanzleben bei Magdeburg u. a. meine gesamte Garderobe mitgenommen, daher ergriff ich die Gelegenheit als sich die Kreisleitung, unter Kreisleiter Kinkelin, nach Mettmann absetzte mitgenommen zu werden, um zu meiner Mutter zu reisen. In Mettmann bat ich dann um meine Entlassung und fuhr mit anderen nach Mitteldeutschland. Für mich war es meine erste selbständige Reise, und mir wurde nicht bewusst, dass es nicht ungefährlich war, quer durch Deutschland mit verschiedenen Verkehrsmitteln zu reisen. Ich kam aber gut am Ziel an.

Es dauerte auch hier nicht lange und die Amerikaner waren da. Dann kam der Russe. Wir standen an der Straße und schauten zu. Sie kamen ja nicht als kämpfende Truppe.

Nun mussten alle unter 50 Jahre alten Menschen arbeiten und zwar in der Landwirtschaft. Eine große Domäne mit riesigen Feldern war nun meine Arbeitsstelle.

Im Februar 1946 war die Rückführung der Evakuierten gegeben. Wir mussten durch ein Lager an der Grenze zur Bundesrepublik und fuhren dann im Personenzug bzw. auch Viehwaggon nach Hause.

Da mein Vater keine Lebensmittelvorräte hatte, sind meine Mutter und ich dann mit dem Fahrrad über Land gefahren, um Lebensmittel zu beschaffen.

Es war eine schlimme Zeit!

* Literaturnachweis: Dollheimers Großes Buch des Wissens, Bd. 2, Leipzig 1938
Ergänzungen in [] von Margret Hesse

Feindsender

- „Warum immer wir?“
- Pflichtjahr
- Dienstverpflichtet in der Rüstungsindustrie

von: **Elisabeth Boekers**

Im Februar 1945 rollten über die Bahnstrecke von Venlo kommend, über Viersen nach Mönchengladbach, verschiedentlich in den Abendstunden Züge mit Niederländern, die in das Innere Deutschlands transportiert wurden.

Meine Eltern, mein Bruder und ich wohnten zu dieser Zeit in der Nähe des Bahnkörpers. Wir saßen an einem Abend in diesen Februartagen beieinander und mein Bruder hörte über einen Kopfhörer einen so genannten „Feindsender“.

Da klopfte es seitlich an unserem Haus an der Küchentür. Das Klopfen erschreckte uns sehr und wir dachten, man hätte uns ertappt, da ein Abhören dieser Sender unter schwerer Strafe stand.

Es kam jedoch anders.

Mein Vater öffnete vorsichtig die Tür, und davor standen zwei, ebenso von Angst erfüllte, Niederländer.

Dies geschah alles in völliger Dunkelheit, da ja wegen der Luftschutzbestimmungen kein Lichtschein nach draußen fallen durfte.

Die beiden Männer, die mein Vater dann sofort ins Haus ließ und zu uns ins Wohnzimmer führte, hatten als Legitimation ein kleines buntes Muttergottesbild. Sie erklärten meinem Vater in ihrer Sprache, dass sie inständig zur Gottesmutter gefleht hätten, sie in ein Haus zu führen, wo sie Hilfe fänden.

Einer der beiden hatte unser Kreuz an der Wohnzimmerwand entdeckt und fragte meinen Vater: „Kein Nazi?“ Worauf dieser das sofort bestätigte.

Die beiden hatten keine normale Oberbekleidung, sondern waren in Decken gehüllt und kamen so, wie man sie von der Arbeit weggeführt hatte. Sie trugen Holzschuhe und ihre Kleidung war total durchnässt.

Sie hatten, als der Zug die große Rechtskurve, beginnend an der Bachstraße in Richtung Helenabrunn langsam fuhr und fast stehen blieb, die Gelegenheit zur Flucht genutzt.

Da die Männer ihre Kleidung trocknen sollten, also ausziehen mussten, wurden meine Mutter und ich ins Schlafzimmer geschickt.

Vorher aber hatte meine Mutter dafür gesorgt, dass die beiden Niederländer auch mit Essen und trockener Kleidung, vom Vater versorgt wurden.

Darauf ging dann auch mein Vater zur Ruhe und nur mein Bruder, damals 16 Jahre alt, blieb bei den beiden.

Inzwischen hatten sie erfahren, dass sie sich in Viersen befanden und einer der beiden erklärte daraufhin, dass er eine verheiratete Schwester auf einem Bauernhof in Hardt habe.

In den frühen Morgenstunden, gegen 4 Uhr, wir waren alle wieder auf den Beinen, ging mein Bruder mit den Beiden in Richtung Hardt los. Dies alles musste unauffällig geschehen, und kein Fremder durfte etwas bemerken. Die erste größere Hürde war gleich auf der Bachstraße. Hier wohnte der Schwager eines gefürchteten Hammer Nazis.

Der Weg führte die drei dann über die Kreuelsstraße, sie überquerten die Freiheits- und Gladbacher Straße, liefen über den Plenzenberg in Richtung Bötzlöh, und von dort an Mönchengladbach-Venn vorbei nach Hardt.

Das Trio kam sicher dort auf dem Bauernhof an und mein Bruder, der jetzt seine Aufgabe erledigt hatte, erhoffte mit den beiden ein etwas deftiges Frühstück zu bekommen.

Alle saßen in der Küche und die Schwester des Niederländers war ob der Ankunft ihres Bruder mit „Gefolge“ wenig begeistert.

Plötzlich stand die Bäuerin auf und ließ die Tür zum Nebenzimmer weit offen. Mein Bruder, der bis dahin ruhig saß, konnte in das Zimmer einsehen und sah an der Wand ein großes Hitlerbild.

Dieses Bild sehen und die Lage erkennend, hat mein Bruder den Hof umgehend, ohne das erhoffte Frühstück, das Verlangen danach war ihm vergangen, verlassen. Er fuhr von der Vorster Straße in Hardt sofort mit der Straßenbahn über Mönchengladbach, so weit es ging, nach Viersen zurück.

Was aus den beiden Niederländern wurde, weiß ich leider nicht.

„Warum immer wir?“

Eine zweite Begebenheit folgte kurz danach.

Wieder kam ein Zug mit Niederländern – wie immer abends.

Bei dieser Gelegenheit musste der Zug aus unbekanntem Gründen in der Kurve zwischen der Bachstraße und Helenabrunn anhalten. Dabei gelang wieder einem Niederländer aus Nymwegen die Flucht.

Wie schon beim ersten Mal, klopfte es auch jetzt wieder an der seitlichen Küchentür, die von drinnen sofort ins Freie führte.

Der Schreck, als es zu ungewohnter Zeit wieder klopfte, fuhr uns in die Glieder.

Meine Mutter sagte daher: „Warum immer wir?“ Dazu muss ich sagen, es hatten sich schon andere Dinge mit Fremdarbeitern zugetragen, und so klopfte es öfter abends zu ungewohnter Stunde bei uns. Aber das ist ein anderes Kapitel.

Mein Vater führte den Mann ins Haus, und dieser zeigte ihm einen Rosenkranz, als wollte er sich damit legitimieren. Auch er wurde gepflegt mit dem was wir hatten.

Jetzt war guter Rat teuer. Wir erfuhren, dass er aus der Gegend von Nymwegen stammte und dahin zurück wollte.

Er erzählte, dass er von Beruf Landwirt sei, und seine hochschwangere Frau zurücklassen musste. Er hatte gesehen, wie ein SS-Mann seine Frau auf den Leib schlug, und wollte daher so schnell wie möglich nach Hause. Bei der Schilderung dieser Situation weinte er bitterlich.

Aber wie war die Rückkehr zu realisieren?

Wir kamen auf die Idee, ihn zu Verwandten auf einen Bauernhof in der Nähe der holländischen Grenze bei Straelen zu bringen.

Dies geschah auch wieder in der Nacht und mein Bruder Paul brachte ihn zu Fuß, sein Fahrrad allerdings mitführend, dorthin.

Unsere Verwandten nahmen den jungen Niederländer zunächst auf, und mein Bruder kam dann am Morgen mit dem Fahrrad zurück.

Der letzte Bauernhof dieses kleinen Straelener Ortsteils Westerbroek, lag im unmittelbaren Grenzverlauf. Die Grenze verlief durch Kuhstall und Küche.

Auf diesen Hof brachten unsere Verwandten den Nymwegener, und das geschah folgendermaßen. Mein Onkel nahm eine Schlagkarre mit Pferd, bedeckte den Boden der Karre mit Stroh, darauf kam der junge Mann, und über ihn wurde wieder Stroh geschichtet, um ihn unverfänglich dorthin zu transportieren.

Von hier aus – hier verbrachte der Niederländer nur den Tag, wurde er auf die gleiche Weise zum nächstfolgenden – nun niederländischen Hof, gebracht.

Als sich nach der Befreiung des Gebietes die Lage etwas beruhigte, trat der junge Mann sofort den Weg nach Hause an.

Nach langer Zeit erfuhren wir dann durch unsere Verwandten in Westerbroek, dass er eine gelungene Heimkehr hatte, sein Kind war allerdings, durch die Misshandlung seiner Frau, verstorben.

Es bleibt noch anzumerken, dass in diesem unmittelbaren Grenzgebiet, ein solches Unternehmen von vielfältigen gefährlichen Aspekten begleitet wurde.

Es zeigt aber auch, dass ein unmenschliches System, die Menschlichkeit nicht zerstören konnte.

Die beiden vorstehenden Berichte wurden in leicht modifizierter Form nach Absprache aus der Broschüre „Schanzer“, Niederländische Deportierte in Viersen, Oktober 1944 – März 1945, Viersen 1999, entnommen.

Die beiden noch nachfolgenden Berichte „Pflichtjahr“ und „Dienstverpflichtet in der Rüstungsindustrie“ konnten noch im Herbst 2005 aufgenommen und beigelegt werden.

Margret Hesse

Pflichtjahr

Während des Krieges – nur aus dieser Zeit kann ich berichten, bestand für alle Mädchen aber auch teilweise für Jungen, die die achtjährige Volksschule abgeschlossen hatten, im Anschluss daran die Anordnung ein „Pflichtjahr“ zu absolvieren. Diese jungen Menschen wurden dann hauptsächlich in der Landwirtschaft oder bei kinderreichen Familien eingesetzt. Eine Wahlmöglichkeit bestand nicht und der zugewiesene Arbeitsplatz war unverzüglich anzutreten.

Da die meisten Jugendlichen aus städtischen Bereichen kamen, war für sie die Arbeit in der Landwirtschaft oft ungewohnt und mühsam.

So gelangte ich im Frühsommer 1940 in einen landwirtschaftlichen Betrieb auf der Viersener Bachstraße. Meine Arbeit erstreckte sich über die ganze Bandbreite des bäuerlichen Lebens. Obwohl mir vieles nicht unbekannt war, stand ich als damals Vierzehnjährige manchmal vor einem Berg Arbeit, der nur schwer zu bewältigen war. Ich kam aus einem wohlbehüteten Elternhaus und wurde hier vor Anforderungen gestellt, die teilweise über meine Kräfte gingen.

Die Arbeitsaufträge gingen über Haus- und Feldarbeit, wobei zur Hausarbeit noch die Stallarbeit des Ausmistens und die Fütterung der Tiere gehörte.

Die Feldarbeit bestand je nach Jahreszeit in Jäten von riesigen Reihen Rübenpflänzchen, das Vereinzeln der Rüben und Heuwenden, wie auch auf den Getreidefeldern das Garbenbinden und Aufstellen der Garben zum eventuellen noch Nach-trocknen in so genannten „Kapellen“, Kartoffellesen und Rübenernten.

Abends war für mich immer eine Lichtblick, auf den ich mich schon den ganzen Tag freute; denn ich durfte zu Hause schlafen, da mein Elternhaus nur in geringer Entfernung erreichbar war. Diese Vergünstigung hatten viele ehemalige Mitschülerinnen nicht, da sie auch außerhalb Viersens sowie auch in Nachbargemeinden untergebracht waren. Viele von ihnen haben manche Nacht in die Kissen geweint; denn sie waren auch noch teilweise Repressalien seitens der Arbeit gebenden Familien ausgesetzt. Außerdem ließ die Unterbringung in vielen Fällen zu wünschen übrig, daher war ich froh, als das „Pflichtjahr“ 1941 beendet war. Manches Erlebte wurde erst in späteren Jahren beim Zusammentreffen erzählt.

Schön war es nicht; denn wir mussten oft männliches landwirtschaftliches Personal, das im Kriegseinsatz war ersetzen, und der Umgangston verhielt manches Mal nichts Gutes.

Aber wir haben einiges für das spätere Leben gelernt.

Dienstverpflichtet in der Rüstungsindustrie

Gegen Ende des Jahres 1943, nachdem ich meine im Herbst 1941 begonnene Lehre zur Ausbildung als Verkäuferin bei der Firma Fritz Schmitz, am Alter Markt in Viersen, abgeschlossen hatte und bereits einige Monate als Verkäuferin tätig war, wurde ich, wie viele meiner Kolleginnen aus anderen Mode- oder Kaufhäusern wie z. B. Peter Meusers, Gebr. Peters, Schellkes und Franz Michels, alle Hauptstraße, wie auch andere in Textilbetrieben beschäftigte junge Frauen z.B. bei der Firma Emil Crous, Viktoriastraße oder der Baumwollfeinweberei, Gladbacher Straße, in Viersener Rüstungsbetriebe dienstverpflichtet.

So arbeitete ich mit vielen Kolleginnen bei der Viersener Webstuhlfabrik Lentz, Bahnhofstraße. Hier wurden Granaten hergestellt und gedreht.

Andere junge Mädchen und Frauen kamen zur Firma Hansella, an der Freiheitsstraße, die Teile für den U-Bootbau herstellte, oder wurden der Mechanischen Seidenweberei, Am Kloster, zugewiesen, die dann dort in der Produktion von Fallschirmseide beschäftigt wurden.

Die Firma Lentz stellte, wie oben bereits angeführt Granaten her, die zunächst in der Gießerei röhrenförmig gegossen und dann zur weiteren Bearbeitung an die Drehbänke kamen.

Es wurde in zwei Schichten gearbeitet und jeweils an zwei Drehbänken gleichzeitig wurde die Rohware vorbereitet.

Meine Arbeit bestand darin, diese Rohlinge auf eine vorgegebene Länge abzudrehen und auf einer Seite eine röhrenartige Vertiefung anzubringen. In diese gefräste kurze Röhre wurde dann noch ein Bolzen eingelegt. Damit war für mich die Arbeit beendet. Die so vorbereiteten Granaten kamen dann zur weiteren Fertigstellung wieder in eine andere Rüstungsfirma.

Das Kommando über diese militärische Produktion hatte ein Offizier.

Bis zum Herbst 1944, als die Bedrohung aus der Luft schon immer massiver wurde, übte ich diese Arbeit aus, dann ging ich wieder zur Firma Fritz Schmitz zurück. Doch auch hier wurde die Arbeit jäh am 24. Februar 1945 beendet, als die Innenstadt Viersens und besonders das Viertel um die Remigiuskirche bei einem Bombenangriff am frühen Nachmittag in Schutt und Asche gelegt wurde.

Heute, ich bin mittlerweile 79jährig kann ich nur hoffen, dass solche „Erlebnisse“ nachfolgenden Generationen von jungen Frauen erspart bleiben.

Kinderlandverschickung

Von Christine Gaspers, †, damals Lehrerin in Viersen-Bockert.

Am 27.3.1941 ging ein großer Transport aus dem Grenzkreis Gladbach-Rheydt in die Kinderlandverschickung. Unsere Mädelsgruppe aus Viersen, damals 7. und 6. Schuljahr, von allen Schulsystemen zusammengestellt, war auch dabei. Im ganzen 58 Mädels. Für uns war Haus Seidl in St. Joachimsthal bestimmt. Zum Glück waren Lagerleiterin G. Kremers und Lagerlehrende Ch. Gaspers vorgefahren. Wir fanden in St. Joachimsthal alles belegt und kehrten mit Sack und Pack nach Karlsbad zurück, wo der dortige Hitlerjugend-Bann für alle diese Dinge zuständig war. Kreisleiter Trelömer, Frauenschaftsleiterin, sowie Untergauleiterin Trude Hora, und der Beauftragte der Kinderlandverschickung, Parteigenosse Hauptvogel, nahmen sich unser sehr herzlich an. Danach wurde der Bann mobil gemacht, und dort unsere Unterbringung in den Häusern Souvenir und New York beschlossen. Die Verpflegung von Haus Souvenir war aber noch nicht geregelt. Für den ersten Tag sollte Haus New York das mit übernehmen. –

Karlsbad 1941

Lagerleiterin Kremers und ich suchten uns dann die Parkstraße und fanden nach langem Hin und Her, Haus Souvenir. Ein Küchenmädels zeigte uns die Zimmer, die einen wohllichen Eindruck machten, was unsere etwas



gedrückte Stimmung auffrischte. Jedes Zimmer hatte ein Becken mit fließendem Wasser. Haus New York konnten wir leider nicht mehr finden, da es schon dunkel geworden war. Am folgenden Morgen jedoch lief ich schnell noch mal zur Parkstraße und fand es auch bald. Es lag etwas schräg gegenüber von Souvenir. Die Zimmer wirkten etwas nüchterner, waren aber sehr sauber und gepflegt, hatten Parkblick, fließendes warmes und kaltes Wasser.

Karlsbad, Haus New York 1941

Die Zahl der Betten wurde schnell festgestellt, um einen Frühstücks-Kaffee und ein Eintopfgericht für die ganze Belegschaft gebeten, und dann ging es im Eiltempo zur Bahn, wo Fräulein Kremers schon die bereits ausgeladene Gruppe übernommen hatte. Es regnete in Strömen. Die Kinder waren müde von der teils durchwachten Nacht. 22 Stunden hatten sie im Zug gegessen. Auf der Parkstraße machten wir halt. Die Kinder freuten sich über die vornehmen Häuser und waren voller Erwartung. Ich nahm dann den größten Teil des siebten Schuljahres mit nach Haus New York. Das sechste Schuljahr

sowie 13 vom siebenten, die alle dem selben System angehörten, gingen mit Fräulein Kremers zum Haus Souvenir. Im Haus New York fanden wir die Schlafzimmer etwas geheizt. Das wirkte sofort wohltuend bei der Nässe draußen. Nach kurzem Frühstück und einer gründlichen Säuberung ging es möglichst bald in die Federn. Nachher war alles wohlauf und in guter Stimmung.

Im Haus Souvenir, das einer Prager Krankenkasse gehörte und seit zwei Jahren nicht mehr benutzt worden war, fehlte es an Heizmaterial. Das Haus war sehr kalt und feucht, zumal die rückwärtigen Zimmer, die schon allerlei Rohrbrüche erlebt hatten.

Die Betten waren wohl gut, aber es dauerte eine ganze Weile, bis die Kinder warm wurden und sich wohl fühlen konnten. Diese feuchte Kälte hat den Kindern lange Unbehagen verursacht. Als dann nach wenigen Wochen Braunkohlen ankamen, klappte das Heizen nicht. Ob es an den länger nicht überholten Öfen lag?

Ich sah an dem Tag Fräulein Kremers vor den Öfen knien und immer erneut zu versuchen, das Feuer in Gang zu bringen. Mittags mussten wir in zwei Gruppen essen. Der Tagesraum war zu klein, auch fehlte es an Geschirr. Dies dauerte zwei Tage. Vergeblich zogen Fr. Kremers und ich von Haus zu Haus und bettelten um Verpflegung für die Gruppe im Haus Souvenir.

Auch der Hitlerjugend-Bann und zweimal die Untergaufferin Trude Hora bemühten sich, uns zu helfen. Schließlich erklärte sich die Hauswirtin von Haus New York bereit, insgesamt 40 Personen zu verpflegen. Der Rest von Haus Souvenir, 20 Kinder mit Lagerleiterin und Mädelschaftsführerin gingen dann nach Haus Schubert essen, dessen Verwalter auch Haus Souvenir unterstellt war. –

Nun waren unsere primitivsten Sorgen behoben, aber es gab noch viel zu beschaffen und einzurichten.

Bald erhielten wir auch einen sehr freundlichen Lagerarzt, der leider kurz darauf zum Militär eingezogen wurde, und eine Lagermutter in der Zellenfrauenschaftsleiterin Frau Sturm, aus dem Vorort Drahowitz. Für Haus Souvenir wurde die Zellenleiterin von Fischern bestellt. Durch diese Damen wurden den Kindern einzeln Pflegemütter zugewiesen, die ihnen nicht nur die Leibwäsche reinigten, sondern sie auch jede Woche einmal einen Nachmittag zu sich einluden. Die meisten Kinder haben sich bei den Pflegeeltern recht wohl gefühlt.

Im Bild rechts:

Jeweils außen die beiden Mädelschaftsführerinnen aus M. Gladbach.

In der Mitte rechts: Fr. Kremers Lagerleiterin und in der Mitte links: Fr. Gaspers, Lagerlehrende, die Verfasserin dieses Berichtes.



Die ersten Wanderungen durch die Karlsbader Berge und Wälder begeisterten unsere Mädels, zumal als im Mai alles zu sprießen und zu grünen begann. Doch etwas fehlte uns. Kinder brauchen einen Tummelplatz, nicht bloß schöne Spaziergänge. In unserer Reihe zwischen den Häusern war ein freier Platz. Dort hatte ehemals die Synagoge gestanden. Jetzt sah man dort öfter Militärautos stehen.

Es hieß anfangs: „Dort dürft ihr nicht hin!“ Später tummelten sich die dort zunächst gelegenen Lager. Vier größere waren in unmittelbarer Nachbarschaft. Sechs weitere lagen auch noch in der Straße. Da war die Konkurrenz recht groß. Auch gab es eine schöne so genannte „Birnbäumwiese“ und eine „Waldwiese“. Leider aber hatten sie ihre Fehler. Die eine war für sportliche Wettspiele zu abschüssig, die andere zu schmal und zeitweise wegen Heuernte verboten. Kleine Grillen verloren sich im Gras.

Den einzigen Sportplatz - Karlsbad lag sehr beengt im Tepl- und Egertal – durften die Lager nur während der großen Ferien benutzen. Üben für das Sommersportfest war nicht einmal möglich. Weite Wanderungen mussten uns für die anderen Verzichtleistungen entschädigen. Aus unseren Karlsbader Tagebüchern werde ich einige Auszüge beifügen, über unsere „Birnbäum- und Waldwiese“, unsere Wanderungen nach „Hans Heiling“, zur Talsperre, und zum wunderschönen Freibad Tippelsgrün, Griebshübl Sauerbrunn, zum Hermannstein und zum Keilberg. -



Spaß im Freibad Tippelsgrün in Karlsbad 1941

Unterricht hielten wir anfangs in unserm Tagesraum, dort saßen wir sehr eng, dass das Schreiben sehr beschwerlich war. Tafel und Anschauungsmaterial hatten wir nicht. Einige Tage unterrichteten wir nachmittags in der Knabenbürgerschule, dort wurde allerdings nur morgens geheizt. Somit blieben wir wieder im Tagesraum. Später erhielten wir je eine Klasse in der Wirtschaftsoberschule und zwar morgens. Nach den Ferien waren sie jedoch wieder belegt. Auch musste ich mir beide Schulzimmer zusammenfassen. Wir richteten dann den Tagesraum von Haus Souvenir ein. -



„Das Wandern ist des Müllers Lust!“

Miese Stimmung kam eigentlich nicht auf bei uns, speziell im Haus New. Wir waren keine zu große Schar, wohnten und aßen in einem gepflegten Haus und hielten gut zusammen. Von vorneherein mussten wir jedoch Rücksicht auf kranke oder angespannte Kurgäste nehmen. - In Haus Souvenir war es schwieriger: zwei Schuljahre – das siebte Schuljahr kam zu mir in den Unterricht. – Zwei andere Gruppen zum Essen, (je mit Tisch- und Küchendienst, wenn wir auch bei uns die Hauptarbeit übernahmen, desgleichen stammten die Kinder vielfach aus der Stadtmitte [Viersen], waren verwöhnter und anspruchsvoller, das kalte feuchte Haus und anderes mehr). Auch die größere Zahl machte wohl ein zusammenwachsen schwieriger. So kam es dann, dass von den 36 erst einquartierten, 18 zurückgeführt oder heimgeholt wurden, während bei uns von 22 Mädels drei fort sind. –

Die Heimholungen in größerem Umfange [fanden] während meines und des Urlaubs von Fräulein Kremers statt.

Man hatte den Eltern fest eine Rückführung Anfang August versprochen. Als daraus nichts wurde, konnten die Mütter vor allem ihr Heimweh nicht mehr unterdrücken. Die Kinder verlangten zum Teil auch sehr nach Hause. So sank unsere Zahl auf 39, gerade als Fräulein Kremers ihre letzten Urlaubstage in Viersen verbrachte. Auf Veranlassung der Schulbehörde konnte sie deshalb mit Genehmigung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes zu Hause bleiben.

Jetzt sind wir nur noch 37. 24 Mädels wohnen in Haus New York, 13 gehören nach Haus Souvenir. Sie wohnen dort mit einer Mädelschaftsführerin die schon sechs Monate Kinderlandverschickung hinter sich hat. –



Die Russische Kirche in Karlsbad 1941

Die einliegenden Knittelverse wurden zum Geburtstag unserer Lagerleiterin, von den damaligen Führerinnen unserer Mädels, Inge Linnemann, Inge von der Lahr und mir gemeinsam unter vielem Spaß geschmiedet. Sie mögen Ihnen zeigen, dass es in der Kinderlandverschickung auch Lager gibt, wo es trotz gelegentlicher Schröbe [?] oder eines die Luft reinigenden Gewitters, netten Zusammenhalt zwischen Nationalsozialistischem Lehrerbund und Hitlerjugend gibt. –

[Leider sind die Einlagen zu diesem Bericht nicht mehr vorhanden].

Mitte Juli wechselten die Lager Mädelschaftsführerinnen. Die beiden Ingen aus

M.Gladbach verlassen uns. Nach Haus Souvenir kam U. P., die schon vier Monate in ganz Holland gearbeitet hatte. Auch Hitlerjugend. Leider fand dieser Wechsel an demselben Tage statt, wo ich meinen Urlaub antreten musste. Die nun folgende Zeit war durch die vielen Vertretungen sehr unruhig. Hier bricht der Bericht leider ab.

Anmerkung:

Am 11.10.1941 erfolgte die Rückführung nach Viersen mit 20stündiger Bahnfahrt.

Der obige Bericht wurde zur Verfügung gestellt von Frau Elisabeth Kirchner, geb. Schmitz, Viersen.



Blick über Karlsbad 1941

Frauen und Kinder am Ende des Krieges

Von Helga Paschmanns

Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit in der Evakuierung und Heimkehr

Familienleben und Versorgung

Wir waren insgesamt vier Geschwister. Ich wurde 1937 geboren, meine Schwester 1939, mein verstorbener Bruder Klaus 1942 und der jüngste Bruder Dieter 1944, während der Evakuierung in Nussdorf am Attersee/Österreich.

Meine Eltern bezogen 1933 eine Wohnung auf der Gladbacher Straße, die von uns bis zur Evakuierung 1942/43 nach Nussdorf am Attersee im Salzkammergut bewohnt wurde.

Obschon ich bei Kriegsbeginn nur gut zwei Jahre war, haben sich die ersten Kriegsjahre prägende Eindrücke hinterlassen. Ich kann mich noch gut an Bombenalarme erinnern. So lagen für den Fall, dass Alarmwarnung gegeben wurde, für meine Schwester und für mich neben unserem Bett immer Trainingsanzüge bereit, damit wir in Windeseile den Luftschutzkeller erreichen konnten.

In meiner Erinnerung ist ein Feuer, das am Beginn der Gladbacher Straße in Höhe des Pestkreuzes loderte, und diese Angst für Feuer begleitet mich seitdem mein ganzes Leben, so wie auch, wenn ich heute eine Sirene höre, sofort wieder Erinnerungen da sind.

Mein Vater war schon vor dem Krieg als Zoll-Grenzpolizist an der Dreiländergrenze Deutschland, Belgien, Niederlande, in Aachen stationiert und nicht immer zu Hause.

Zu Beginn des Krieges war unsere Versorgung mit dem täglichen Bedarf noch recht gut. 1941/42, meine Mutter war schwanger, sorgte mein Vater mit dafür, dass wir immer genug zu essen hatten. Das sichtbare Ergebnis war, als mein Bruder Klaus am 13.04.1942 geboren wurde, er ein Geburtsgewicht von 6 Kilogramm hatte, für damalige Verhältnisse schon recht ungewöhnlich.

Auch meine Großmutter sorgte sich um uns. Sie führte auf der Hauptstr.70 das Lebensmittelgeschäft Hauser. Als gelernte Köchin machte sie sehr viele Dinge selbst, die sie im Laden verkaufen konnte. An einiges erinnere ich mich genau. Auf der Theke standen große alte Glasgefäße mit Bonbons – aber auch mit eingelegten sauren Gurken.

Wie das Schicksal es so will, hatte mein späterer Mann im Anbau dieses Hauses seine erste Elektrowerkstatt.

Als mein Bruder Klaus geboren wurde, dauerte der Krieg schon fast drei Jahre, da kann ich mich noch an Ratschläge erinnern, die Meine Mutter erhielt, wie: „Im Notfall kannst du zwei Kinder unter die Arme nehmen, das dritte aber nicht mehr!“ Damals begriff ich noch nicht was das bedeutete.

Kriegsschicksal

Mein Onkel, Heinz Hauser, kam 1942 aus Stalingrad auf Heimaturlaub weil er im Winter 1941/42 dort starke Erfrierungen erlitt. Er stand am Bettchen meines kleinen Bruders weinte und bemerkte unter Tränen: „Dich sehe ich nie wieder!“

Damals habe ich nicht verstanden was er meinte, heute weiß ich es, er musste in die Hölle von Stalingrad zurück und wir sahen ihn nicht wieder.

Mein Vater erreichte dann – mit drei Kindern bestand die Möglichkeit, dass wir 1942/43 nach Nussdorf im Salzkammergut in Österreich, evakuiert wurden.

Es war ein Ferienort und von Krieg war nichts zu spüren.

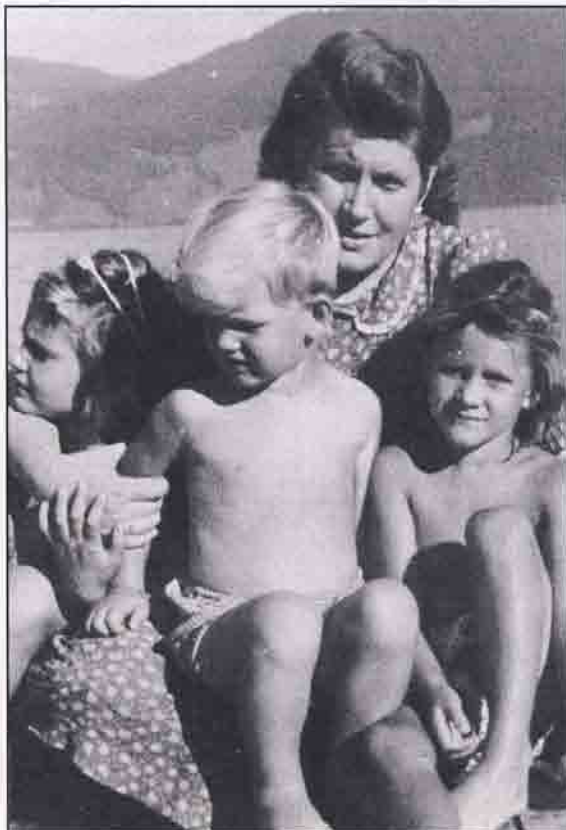
Meine Mutter bekam zur Erleichterung der täglichen Arbeit - bei drei Kindern galt man schon als kinderreich, ein junges Mädchen, das bei uns sein Pflichtjahr absolvierte.

Meine Mutter mit uns Kindern. (unten)

Dort ging es uns verhältnismäßig gut. Aber ein als Ausflug gedachtes Erlebnis wurde zum Alptraum.

Im Sommer 1944 bekam mein Vater Sonderurlaub, weil er anschließend als Soldat nach Norwegen beordert wurde.

Wir machten einen Familienausflug zu einer Klamm nahe Nussdorf.



Wir, das waren mein Vater mit meinem Bruder Klaus auf dem Arm, meine schwangere Mutter, meine Schwester Inge und ich. Viele Stufen am Rande der Klamm führten nach oben, die von einem Geländer, welches nur aus einem grob bearbeiteten Holzstamm bestand, begleitet wurden. Daran hielten meine Schwester Inge und ich uns fest. Da es in einer Klamm immer feucht ist, rutsche Inge von dem glatten Holzstamm ab, rollte über den Abhang über einen glatten Felsen wie eine Mauer, bis ins Wasser. Markerschütterndes Schreien.

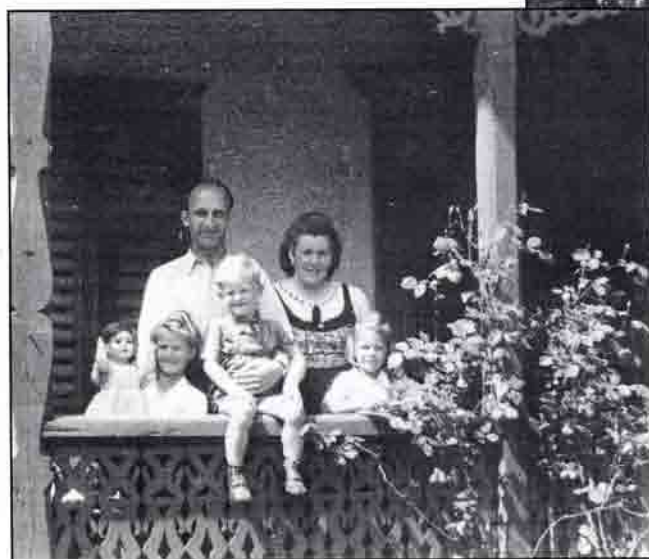
Mein Vater reagierte sofort, gab Klaus in Mutters Hände, sprang die Böschung hinab, sich an den dort befindlichen Gehölzen festhaltend und sah, dass meine Schwester einen Schutzengel gehabt hatte und auf einer Felsstufe gelandet war, die nicht so tief war und wo sie stehen konnte. Mein Vater machte sich für sie bemerkbar hatte Blickkontakt und sprach sie an und beruhigte sie erst einmal und rief ihr zu: „Geh an den Rand, und halte dich am Felsen fest, bleibe auf der Stufe und versuche nicht dort weg zu kommen. Ich komme und hole dich dort raus.“

Mein Vater war ein äußerst guter Schwimmer, der schon einmal den Rhein schwimmend durchquerte. Er versuchte jetzt von unten in der Klamm hochzuschwimmen, das gelang aber nicht, da er an den glatten Steinen und Felsplatten immer wieder abrutschte. Er redete die ganze Zeit so gut es ging mit meiner Schwester und sagte ihr, dass er Hilfe holen würde, sie solle ganz ruhig sein und sich dort ruhig verhalten. Mein Vater wies uns an, wieder an den Einstieg der Klamm zurückzugehen. Er selbst rannte zu einer Trinkhalle am Fuße der Klamm. Dort war man schon auf den Fall aufmerksam geworden und hatte die Bergwacht verständigt. Meinem Vater wurde gesagt, dass die Bergwacht versuchen würde, von oben mit einem Seil an Inge heranzukommen. Zwischenzeitlich hastete mein Vater so schnell es ging zu Inge zurück und erklärte ihr, wie sie gerettet werden würde. Er redete die ganze Zeit mit ihr und sprach beruhigend auf sie ein, und rettete ihr wahrscheinlich durch sein gutes Zureden das Leben. Ein Mitglied der Bergwacht, die zwischenzeitlich auch am Unfallort war, seilte sich zu meiner Schwester ab, sicherte sie zuerst mit einem Seil und dann sich selbst wieder. So wurden dann beide nach oben aus der Klamm gezogen. Die Freude war riesengroß. Inge konnte aber ihr Erlebnis zeitlebens nicht vergessen und mied alles, wo man keinen festen Boden unter den Füßen hatte. So war der Vater der „Held“ unserer Kindertage.

Ende 1944, am 2.12. wurde dort mein Bruder Dieter geboren. Wie ich später feststellte, genau neun Monate nach dem letzten Urlaub meines Vaters.

1943 wurde ich dort eingeschult und ging dann dort bis zum Sommer 1945 in die Schule.

Auf dem Schulweg



Die ganze Familie in Nussdorf

Besatzung

Anfang 1945 besetzten amerikanische Soldaten Nussdorf. Meine Erinnerung daran ist, dass wir mit Einheimischen am Straßenrand standen, die lauthals den Amerikanern zujubelten. Das war etwas, was ich nicht verstand, und so fragte ich meine Mutter: „Wieso jubeln die, da die Fremden doch unsere Feinde sind?“

Aber die Welt hatte sich um 180 Grad für uns gedreht.

Ab sofort waren wir feindliche Ausländer.

Die Deutschen – wir waren ja nicht die einzigen Evakuierten, aber u. a. eine ganze Viersener Gruppe – mussten aus ihren dort zugewiesenen Wohnungen und bekamen am Anfang Sammelwohnungen am Ende des Dorfes in alten Häusern. Hier hatten wir viele vierbeinige Mitbewohner, nämlich Mäuse.

Wir Kinder hatten es allerdings bei den amerikanischen Soldaten, mit vielen Farbigen, gut. Sie teilten mit uns Schokolade und andere Köstlichkeiten. So durften wir auch mit einem Essgeschirr – in Viersen als „Knur“ bezeichnet, uns an der Kommandantur in die Warteschlange einreihen und bekamen „Essen“.

Der Leiter der Kommandantur, ich weiß es noch heute, hatte meinen niedlichen, knapp zweieinhalbjährigen blond gelockten Bruder Klaus ins Herz geschlossen, wobei wir persönlich immer gut bedacht wurden.

Meine Mutter versorgte in dieser Zeit die Wäsche der amerikanischen Soldaten, und das sie Nähen konnte wurden gleichzeitig auch kleine Reparaturen ausgeführt, was auch honoriert wurde.

Plötzlich aber änderte sich die Lage. Alle Deutschen kamen in ein Lager in den Bergen, mitten im Wald.

Hier sprühte man uns mit weißem Pulver ein, gegen Krätze, Läuse, Wanzen und anderes Ungeziefer.

Das Schlimmste aber war, dass wir aus unserer relativen Sicherheit herausgerissen wurden und nur einen Koffer mit persönlicher Habe mitnehmen durften.

Unsere Weihnachtsgeschenke von 1944 wie Roller mit Gummireifen, Schlitten und anderes Spielzeug mussten wir Kinder zurücklassen, selbst Bettzeug durfte meine Mutter nicht mitnehmen, ja das Notwendigste musste zurück gelassen werden, bitter für uns, da wir ja in der Heimat auch nichts mehr besaßen, da wir total ausgebombt waren.

Trotz Not und Elend bestand meine Mutter darauf, dass ich weiter mit den anderen Kindern durch Schnee und Eis – es war ja noch nicht Frühling – kilometerweit durch den Wald in die Dorfschule ging. Später – wieder in Viersen – erwies sich das als Vorteil, dass ich durchgängig die Schule besuchte, während ja hier in Viersen bereits seit Herbst 1944 die Schulen geschlossen waren. So wurde ich, als wir wieder nach hier zurück kamen, in die nächst höhere Klasse versetzt, da ich ja keinen Unterrichtsausfall gehabt hatte.

(Am Ende der regulären Schulzeit, wurde ich daher für das letzte Schuljahr freigestellt, zum Besuch des ersten Jahres in der Handelsschule.)

Ausweisung

Im Mai 1945, nach der Kapitulation am 8. Mai, wurden wir ausgewiesen. Meine Geschwister und meine Mutter wurden mit anderen auf Lastwagen geladen und zum Bahnhof Salzburg gebracht. Zu diesem Zeitpunkt befand ich mich noch in der Schule und wusste von allem nichts. Meine Mutter hatte den Lastwagenfahrer informiert und gebeten mich unterwegs aufzunehmen, sonst würde sie mit den andern Kindern abspringen. Mein Glück war wohl, dass

ich von meiner Mutter den Auftrag hatte, Brot mitzubringen, so war ich mitten im Dorf und sah plötzlich die Lastwagen und auf einem meine wie wild gestikulierende Mutter, sie schrie und ich schrie. Mittlerweile schrieten alle auf dem Lastwagen, damit der Fahrer aufmerksam wurde. Ich lief hinterher mit dem Gefühl verlassen zu werden. Dann wurde der Lastwagenfahrer aber doch aufmerksam und hielt. So wurde ich dann aufgeladen. Aber dieses unheimliche Gefühl des Alleingelassenwerdens hat mich bis heute nicht verlassen.

Auf dem Hauptbahnhof in Salzburg wurden wir erst einmal in leer stehende Eisenbahnwaggons verfrachtet und die Bahnmissionsmission betreute uns. Dann ein Schock. Unser kleiner Bruder Klaus war auf dem riesigen Bahnhof verschwunden. Wir suchten alle und dank der Lernaktion meiner Mutter, die ihm beibrachte wie er hieß, wie alt er war und wo er wohnte, wurde er gefunden. Erleichterung bei allen.

Ohne Vorankündigung hieß es plötzlich: „Es geht nach Hause!“ Aber wie? Wir wurden in Güterwagen mit einer Strohschüttung und jeweils einem Notdurfteimer verfrachtet. Zum Glück war es Frühsommer und nicht kalt. Auch diese Ereignisse haben sich in meiner Erinnerung festgebrannt.

Für mich nicht zu vergessen ist, dass der Zug immer wieder auf freier Strecke anhielt und keiner wusste wann er weiterfuhr.

Der Notdurfteimer war ein Graus, so dass, als ich ein dringendes Bedürfnis hatte, bei einem solchen Halt aus dem Waggon sprang. Ich war noch nicht fertig, da zog der Zug wieder an. Ein großes Geschrei – ein Mann sprang beherzt aus dem Zug, schnappte mich und übergab mich meiner Mutter. Auch so etwas vergisst man nicht.

Meine Mutter hatte für meinen kleinen Bruder Dieter, der ja erst ein halbes Jahr alt war, um seinen Hunger zu stillen, Paniermehl für ein Fläschchen mitgenommen. Dazu brauchte sie allerdings Milch oder Wasser. Immer wenn der Zug anhielt und es waren Häuser in der Nähe, versuchte sie im nächstgelegenen Haus mit einer Kanne Milch oder Wasser zu bekommen. Mein Geschwister und ich standen immer an der Tür, um sie im Auge zu behalten. Auch dabei passierte es, dass der Zug anfuhr und sie noch nicht zurück war. Ich sah, wie sie unter abgestellten Waggons hindurch kroch um den Weg abzukürzen und habe nur noch geschrien. Durch mein Schreien wurden andere Frauen und Männer aufmerksam und ich sah gerade noch, dass sie im letzten Waggon hochgezogen wurde. Es waren unheimliche Verlustängste für ein Kind, die mich auch mein ganzes späteres Leben begleiteten.

Wieder in Viersen mit unvorhersehbarem Geschehen

Nach einer Woche kamen wir in Viersen an – aber wohin? Diese Frage stellte sich sofort, da wir hier durch Bomben alles verloren hatten. Ebenso meine Großeltern, die auf der Hauptstraße auf der sie das Lebensmittelgeschäft betrieben auch alles verloren. Die Großeltern kamen mit zwei Söhnen in Schaag-Kindt unter, da der Großvater von dort gebürtig war.

Die erste Nacht verbrachten wir bei meinem Onkel Heinz Wilms in dessen Backstube auf der Gerberstraße. Er hatte hier eine neue Bäckerei, nachdem das Geschäft in der Stadt ebenso den Bomben zum Opfer fiel.

Am nächsten Tag kamen wir dann ins Obdachlosenasyl. Hier kann ich mich noch an die vielen fremden Menschen, an Gestank, Geschrei und Stockbetten erinnern. Für diese Unterkunft, so erfuhr ich später von meiner Mutter, musste sie ihr Sparbuch mit einem kläglichen Notgroschen hergeben.

Nach einiger Zeit erhielten wir durch die Polizei eine Wohnung auf der Gladbacher Straße, unserer ausgebombten alten Wohnung genau gegenüber. Hier waren die Wohnungseigentümer noch evakuiert – Leerstand gab es nicht.

In dieser Wohnung schlief ich mit meinem Brüderchen Klaus in einem Bett und wurde nachts wach, weil er immer unruhig war und nach mir trat, aber auf meine Vorhaltungen überhaupt nicht reagierte. Daher weckte ich meine Mutter und sie ging so früh es ging zu unserem Hausarzt Dr. Schneider, der damals Gladbacher Str. 79 wohnte und seine Praxis hatte.

Mein Bruder Klaus wurde am 16.12.1945 in das Kinderkrankenhaus St. Nikolaus eingewiesen. Dort bekam meine Mutter die Diagnose „Hirnhautentzündung und Genickstarre“. Dieses vorher so blühende Kind starb am 20. Dezember 1945.

Für uns alle ein Schock – vor allem für meine Mutter. Das Leid meiner Mutter habe ich erst viel später richtig verstanden, als ich selbst Mutter war und mein Sohn Peter – ein Abbild meines Bruders Klaus, die gleiche Erkrankung nach einer Mumpsinfektion erlitt, aber Dank neuerer Medikamente nicht mehr mit den verheerenden Folgen. Meine Mutter litt damals furchtbar, da sie immer an ihren eigenen Sohn denken musste.

Zu der Zeit als das mit meinem Bruder Klaus passierte, war mein Vater noch vermisst – wie es damals hieß, und meine Mutter war für alles alleinverantwortlich. So versuchte meine Mutter in der Pfarre St. Josef einen Beerdigungstermin für meinen Bruder Klaus zu bekommen, da er auch dort getauft wurde. Allerdings stieß sie dort auf große Schwierigkeiten, da meine Eltern in den letzten Kriegsjahren aus der katholischen Kirche aus politischen Gründen austraten. Das war in den Augen der katholischen Kirche ein Sakrileg.

Aber was kann ein dreijähriges Kind dafür? Meine Mutter wandte sich verzweifelt um Hilfe an meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, da diese evangelischen Glaubens war. Sie gingen gemeinsam zum damaligen evangelischen Viersener Pastor und dieser war sofort bereit, das Kind zu beerdigen. Er sagte nur: „Selbstverständlich werde ich Erichs Kind beerdigen!“

Mein Bruder Klaus wurde am 24. Dezember 1945 – auf Heiligabend, beerdigt.

Sofort ist meine Mutter mit uns Kindern konvertiert und so wurde mein Bruder Dieter, der gerade ein Jahr alt war, und durch die Umstände der Nachkriegszeit noch nicht getauft war, in der evangelischen Kirche getauft.

Daher ist der Heilige Abend für mich seit dieser Zeit mit negativen Erlebnissen verbunden.

In der Wohnung, die wir mit Hilfe der Polizei erhielten, konnten wir nicht bleiben. So erfolgte wiederum eine polizeiliche Einweisung in eine Wohnung in einem Nebengebäude der Lohbuschbrauerei, an der Straße Am Blauen Stein. Hier waren schreckliche Amoniakdämpfe zu spüren, die von der Brauerei herüberkamen. In dieser Zeit hatte mein Bruder Dieter einen schlimmen Keuchhusten, so dass er keine Luft mehr bekam und blau anlief. Meine Mutter hatte große Mühe ihn vor dem Erstickten zu bewahren. Diese Prozedur war immer furchtbar für uns alle.

Wieder stand ein Umzug an in eine polizeilich angewiesene Wohnung an. Es war das letzte Mal. Nun wohnten wir Heierstr. 48 im Haus der Bäckerei Michels. Während der Zeit, wo wir hier wohnten, haben sich für mich die schrecklichsten Nachkriegserlebnisse ereignet.

Wir hatten dort nur ein Zimmer, Wasser gab es auf dem Flur und ein Plumpsklo im Anbau des Hauses, vor dem wir Kinder uns sehr fürchteten.

Das tägliche Leben spielte sich alles in einem Raum ab, Wohnen, Kochen, Waschen. Meine Mutter benutzte die vorhandene Nähmaschine um für andere Leute Näharbeiten zu verrichten um damit unseren täglichen Essensbedarf notdürftig zu decken. Wir Kinder hatten immer Hunger und stritten uns darüber, wer die größte Brotscheibe bekam. Meine Mutter brauchte starke Nerven, die aber mit der Zeit keine Drahtseile mehr waren, sondern nur noch dünne Fäden, und so gab es auch Ohrfeigen, manchmal zu recht, aber auch zu unrecht. So verteidigte

ich mich einmal unter Weinen und meine Mutter weinte mit. Erst später habe ich erkannt, dass meine Mutter mit der Situation überfordert war.

Wir sammelten auf den Feldern der Umgebung alles was sich sammeln ließ, ob legal oder illegal. Der Hunger forderte Tribut.

Wir hatten nichts zu tauschen auf dem „Schwarzen Markt“, wir bekamen auch nichts aus der Bäckerei unseres Hauswirtes oder von den Schwestern des nahen Kinderkrankenhauses St. Nikolaus wenn sie dort ihre Weihnachtsplätzchen backen ließen. Wir konnten auf unserem Weg durch das Haus in die Backstube schauen, so dass uns das Wasser im Munde zusammenlief, aber selbst Betteln half nicht. Eine bittere Erfahrung. Statt dessen hatten wir Ungeziefel in unserem Zimmer, das kam kostenlos. Es war einfach ekelhaft.

In dieser Zeit war meine Mutter stark abgemagert, einfach dünn. Außerdem rauchte sie. Die Zigaretten waren manchmal der Lohn für Näharbeiten, die sie für Besatzungssoldaten ausführte, die sie dann gegen den Hunger rauchte, um mehr zu essen für ihre Kinder übrig zu haben. Unsere Schularbeiten mussten wir allein erledigen, außerdem nach dem Essen unser Essgeschirr spülen und abtrocknen. Meine Mutter nähte unermüdlich um für unser leibliches Wohl zu sorgen, bei Tag und auch immer öfter nachts. Das zehrte an ihrer Gesundheit und sie bekam mit gerade mal 40 Jahren einen Schlaganfall mit einseitiger Lähmung.

Trotz aller Schwierigkeiten war sie immer für uns Kinde da, wenn wir Hilfe brauchten. Wir waren von ihr so erzogen worden: „Wehrt euch und lasst euch nichts gefallen und wenn ihr allein nicht klarkommt und mir die Wahrheit sagt, helfe ich euch!“ Das hat sie auch in vielen Fällen wahr gemacht.

Da ich jedoch die Älteste war, war ich auch für alles mitverantwortlich, ob mein kleiner Bruder etwas angestellt hatte, ich bekam dafür die Prügel, es hieß dann einfach: „Du hast nicht aufgepasst!“

In den Schulferien durfte ich zu meiner Oma aufs Land. Dort gab es genug zu essen und meine Oma kochte und backte für mich wahre Köstlichkeiten – eben eine Oma, wie sie sich ein Kind vorstellt. Meine Oma machte mir das Lesen so interessant, dass es auch heute noch meine Lieblingsbeschäftigung ist, ich schuf mir mit den Büchern eine eigene Traumwelt und war glücklich.

Unser Vater kehrt heim

Es war 1948/49 da klingelte es an der Korridortür. Meine Mutter rief noch: „Macht auf, es ist euer Vater!“

Vor der Tür stand ein mir so gut wie unbekannter Mann, in verschlissener Militärkleidung. Ich ging zurück und erklärte meiner Mutter: „Den lasse ich nicht herein, das ist nicht mein Vater!“

Aber er war es wirklich. Er kam als total kranker Mann nach Hause zurück.

In der ersten Zeit sprach mit uns Kindern kein Wort, so dass ich meine Mutter fragte: „Darf er uns überhaupt etwas sagen, müssen wir ihm gehorchen?“

Meine Mutter sagte nur: „Lasst ihn in Ruhe er ist noch krank!“

Was meinen Vater betrifft, macht es mir heute noch zu schaffen, das dieser Mann, der mit Reden (damals Unfall in der Klamm bei Nussdorf) seiner Tochter das Leben rettete, nach dem Krieg, nach seiner Entlassung aus der Haft, mit uns allen nicht mehr reden konnte und nur noch mit meiner Mutter sprach, die dann als Vermittlerin zwischen ihm und uns fungierte.

Erst nach langer Zeit hat er wieder gearbeitet, obwohl er vor und während des Krieges Grenzpolizist war, musste er ganz neu anfangen. Obwohl er außerdem eine Ausbildung als

Expedient hatte, fing er bei Bayer als Hilfsarbeiter an. Er hat sich mit viel Arbeitseifer wieder hochgearbeitet und war bei seiner Pensionierung Versandleiter bei der Firma Bayer.

Warum mein Vater so lange in Haft war, konnte ich bis heute nicht klären. Vielleicht ergibt sich ja noch einmal eine Möglichkeit diese Frage aufzuarbeiten.

41747 Viersen, den im. Januar 2012

Ostpreußen – meine Heimat – von dort vertrieben

Schwester Anselma, Augustinerin, Neuß

Im Land der dunklen Wälder und klaren Gewässer – Ostpreußen – bin ich 1938 geboren. Unser kleines Dorf – Stockhausen – lag an den masurischen Seen. In dieser malerischen Landschaft bewohnten wir zehn Kinder mit unseren Eltern ein Haus mit angrenzendem Garten, der bis zum See reichte. Dort verlebten wir eine unbeschwerte Kindheit, obwohl der Krieg schon lange tobte.

So gut es ging hielten meine Eltern uns von der unheilbösen Welt – dem Krieg – fern.



Das Foto wurde während eines Besuches meines Bruders in der alten Heimat 1990 aufgenommen. Es zeigt den Muttergottesbildstock in der Nähe unseres ehemaligen Elternhauses rechts, in unmittelbarer Seenähe.

Bis eines Tages mein Vater von der Arbeit kam und sagte, „es ist soweit, wir müssen hier weg, der Russe ist schon da, und es ist Krieg.“ Voller Angst haben wir unser Inventar so gut es ging in den Keller gebracht.

Diese Heimat mussten wir nun verlassen.

Meinen Vater erreichte in dieser Zeit, zu Beginn des Winters 1944, die Einberufung zum Militär. Daraufhin musste meine Mutter die Fluchtvorbereitung mit uns 10 Kinder allein tätigen.





Mein Bruder vor unserer alten Dorfschule im Jahr 1990.

Meine große Schwester – 14 Jahre alt – nahm ihre schöne große Puppe und setzte sie vor die Tür mit den Worten „pass auf alles gut auf bis wir wieder kommen!“ Aber daraus wurde nichts.

Meine Mutter, eine tiefgläubige Frau, machte uns Kindern Mut. Besorgt sagte sie uns, dass wir uns doppelt warm anziehen müssten, denn es sei November und bitter kalt.

Jeder von uns trug nun so viel, wie er tragen konnte. Wir nahmen Essen und Getränke mit.

Draußen auf der Straße stand schon ein großer Lastwagen mit Leuten zu denen wir kamen, so ging die Flucht unter Bombengetöse los.

Wir fahren und fahren, ich weiß nicht wie lange, aber schließlich hieß es „alle aussteigen!“ und zu Fuß weitergehen.

Meine Mutter schob den Kinderwagen in dem mein kleiner Bruder – 9 Monate alt – lag. Es ist unbeschreiblich was wir dann erlebten. Wir übernachteten im Wald, alles war nur Eis und Schnee, mit anderen Menschen, die sich ebenso wie wir auf der Flucht befanden. Sie hatten gerade mühsam ein Feuer entfacht um sich daran zu wärmen. Kurz darauf schrien die Leute „Feuer aus, der Iwan kommt und schießt uns alle tot“, also froren wir weiter und hörten wie in geringer Höhe die Tiefflieger über uns hinwegzogen

Da mein Vater ja nun beim Militär war, musste meine Mutter mit uns Kindern allein diese schwere Aufgabe der Flucht bewältigen. Endlich konnten wir einen Leiterwagen besteigen. Wir befanden uns nun schon in der Nähe der Ostsee. Mit diesem Leiterwagen fuhren wir nach einiger Zeit über das zugefrorene Haff. Dort war die Hölle los, tote Männer, Frauen und Kinder lagen dort, ebenso angeschossene, verwundete Menschen.

In das Eis waren Löcher geschlagen aus denen Menschenköpfe ragten – tot oder lebendig – es war ein furchtbarer Anblick.

Es grenzte schon an ein Wunder, das wir noch alle beisammen waren. Für meine Mutter eine ungeheure Leistung.

Nach der langen Fahrt über das Haff wurden wir in einen Zug verfrachtet, der schon voll besetzt war. Wir standen so dicht beieinander, dass jeder den Nachbarn berührte. Schließlich zwängte sich ein Soldat auf Kontrollgang durch den Zug, riss einer Frau, die mit einem toten Säugling auf dem Arm neben mir stand, das Kind aus dem Arm und warf es aus dem Fenster mit der Bemerkung „Tote können hier nicht bleiben!“ Es war furchtbar. Ich dachte nur an meinen kleinen, neun Monate alten Bruder. Ich war zu dem Zeitpunkt ja auch nur gut sechs Jahre alt, aber die Ereignisse haben sich ins Gedächtnis eingebrannt.

Irgendwann mussten wir wieder aussteigen und wurden in eine große Halle gebracht. Dort bekamen wir warmes Essen und Trinken.

Zu dem Zeitpunkt ahnten wir noch nicht, was uns noch viel Schrecklicheres erwartete.

Von hier aus wurden wir auf ein Schiff gebracht. Es war die „Gustloff“. Das Schiff war voller verwundeter Soldaten, die wie Heringe in einem Glas dicht beieinander lagen und jammerten und stöhnten, oder auch schrien. Von zu Hause aus waren wir zu gegenseitiger Hilfe erzogen und so ging ich mit meinem kleineren Bruder und gab den Kranken zu trinken. Dabei hatten wir uns von meiner Mutter und den Geschwistern entfernt.

Auf einmal eine Geschrei „das Schiff geht unter, unten ist schon alles voll Wasser!“

Geistesgegenwärtig nahm uns eine anwesende Pflegerin an die Hand um uns zu unserer Mutter zu bringen. Bei unserem Gang über das Schiff und der Suche nach der Mutter mussten wir über Tote und Verwundete klettern, die überall lagen. Die Lage des Schiffes war schon sehr bedrohlich, als wir meine Mutter und Geschwister fanden. Sie war bereits nicht mehr an Bord sondern befand sich mit unseren Geschwistern in einem Schlauchboot und rief „Gott sei Dank!“ als sie uns sah. Auch wir beide gelangten noch in das Boot und gehörten zu den Letzten die gerettet wurden. Kaum waren wir im Schlauchboot, ging das Schiff vor unseren Augen unter und man hörte das verzweifelte Schreien der Verwundeten. Es war der 30. Januar 1945 und wie ich später erfuhr, und das ganze Drama ereignete sich vor Gotenhafen in der Danziger Bucht.

Für mich war es ein schreckliches Erlebnis, das ich nie vergessen habe.

Als wir mit dem Schlauchboot wieder irgendwann und irgendwo an Land gingen stand uns ein langer und beschwerlicher Fußweg bevor.

Meine 14jährige Schwester war total erschöpft, sie hatte geschwollene Füße und eine Lungenentzündung. Meine Brüder halfen ihr so gut es ging und trugen sie zeitweise.

Später wurden wir wieder in einen Zug gepackt, der uns nach Berlin brachte. Dort kamen wir dann in ein Auffanglager und wurden mit Essen und Trinken versorgt.

Es war mittlerweile Februar 1945 und bitterkalt. In Wittenberge bei Berlin wohnte eine meiner Tanten zu der wir gern wollten. Meine Mutter bemühte sich bei den dortigen Soldaten um eine Gelegenheit mit uns dorthin zu kommen, was auch gelang.

Bei meiner Tante angekommen wurden meine 14jährige Schwester und mein neun Monate alter Bruder sofort ins Krankenhaus gebracht, was zu diesem Zeitpunkt bereits unter Beschuss stand. In der folgenden Nacht verstarben beide Geschwister, was uns alle sehr traurig machte.

Meine Mutter, die zwei Kinder verloren hatte tröstete uns Kinder mit den Worten „der liebe Gott stand uns bis hier hin bei, wo die Kinder in Ruhe sterben konnten und nicht unterwegs, denn dann hätten wir sie verloren“.

Meine Tante konnte einen Priester dazu bewegen für die verstorbenen Kinder eine heilige Messe zu halten, an der wir alle teilnahmen. Es waren u. a. auch sehr viele andere geflüchtete Menschen die der heiligen Messe beiwohnten, es war unser erster Gottesdienst während der ganzen Flucht.

Der Priester sagte in seiner Ansprache, es sei ein Wunder Gottes, dass die ganze Familie während der Flucht zusammenblieb.

Später wurden die Kinder still beerdigt. Wieder tröstete uns unsere Mutter „den Vater haben sie uns auf der Flucht weggenommen, aber Maria und Josef habe ich behalten“.

Dann holte sie die beiden Figuren von Maria und Josef aus der Manteltasche und sagte „auch sie mussten flüchten genau wie wir, so haben sie uns beschützt und begleiteten uns bis hierher“.

Auch in Wittenberge waren die Bomben unser täglicher Begleiter und wir mussten in die Luftschutzkeller. Es war schrecklich, wir waren mehr im Luftschutzkeller, als in der Wohnung meiner Tante.

Wir blieben noch einige Zeit bei meiner Tante in Wittenberge. Dann ging ein Transport nach Schleswig-Holstein, wo viele der geflüchteten Menschen ein neues zu Hause fanden.

Wir kamen in das kleine Bauerndorf Elskop, wo wir von einem guten und reichen Bauern aufgenommen wurden. Diese Bauern waren sehr gut zu uns, sie hatten selbst viele Kinder.

Nach Monaten kam unser Vater aus dem Krieg zurück. Er hatte uns durch das Deutsche Rote Kreuz ausfindig gemacht.

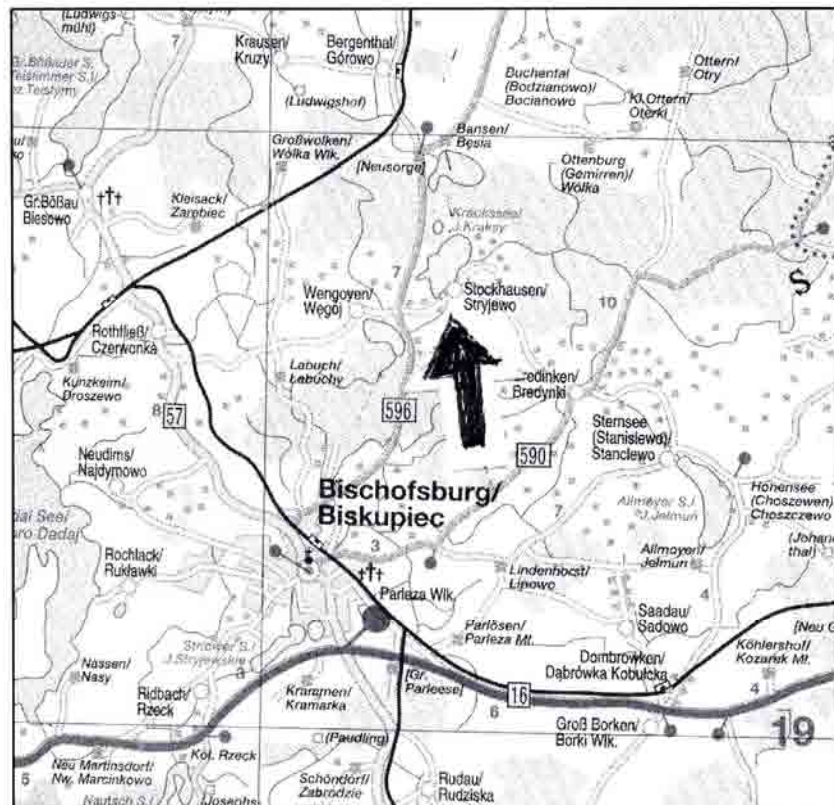
So waren wir nun endlich wieder eine Familie.

Möge dieses grausame Geschehen sich nie wiederholen.

41747 Viersen, im April 2012

Schw. Anselma

Der Pfeil weist auf das Dorf Stockhausen, nördlich Bischofsburg.



Kartenausschnitt aus: Polen, Südliches Ostpreussen, Masuren, PL 010, Höfer Verlag, Dietzenbach

Bildnachweis: privat, mit Genehmigung zur Veröffentlichung.

Königsberg – Ostpreußen, meine Heimat, Viersen mein Zuhause

Von Lieselotte Küppers, geb. Schibath

Mein Vater büffelte für die Prüfung zum Oberreichsbahn-Sekretär, dabei wurde er von meinen Großeltern unterstützt, damit nichts schief ging. Bei der Gelegenheit lernten sich dann auch meine Eltern kennen. Nach bestandener Prüfung erhielt er die Stelle eines Bahnhofsvorstehers in Poweien, einem kleinen Ort zwischen Königsberg und der Ostseeküste. Meine Eltern heirateten und zogen in eine Dienstwohnung im Bahnhofsgebäude von Poweien. Ich wurde als erstes Kind meiner Eltern 1935 geboren dann folgte meine Schwester Helga 1937. Nun waren wir zu viert.



Immer wenn meine Mutter nach Königsberg zum Einkaufen fuhr, musste mein Vater ein Gespräch mit dem Lokführer beginnen um ihn etwas aufzuhalten, da meine Mutter trotz der nahen Wohnung immer die Zeit der Abfahrt nicht so genau nahm. In Königsberg wohnten die Großeltern, denen sie natürlich einen Besuch abstattete.

Wir hatten einen Schäferhund, eine Katze und Hühner. Eines Tages war meine Schwester verschwunden. Alles Suchen half nichts, jedoch stellte meine Mutter fest, dass die Hühner sehr unruhig waren und aufgeregt gackerten. Meine Schwester hatte den Hühnern einen Besuch abgestattet, hatte die Hühnerleiter erklommen und schlief selig in deren Nestern.

Mein Vater und ich

Wenn meine Mutter – was immer öfter vorkam – nach Königsberg fuhr, kam sie manchmal erst am nächsten Tag nach Hause. Meine Schwester und ich wollten sie bei einer solchen Gelegenheit bei der Hausarbeit unterstützen, und reinigten unser Büffet mit Kölnisch Wasser. Aber, aber, es musste neu gebeizt werden.

Unsere Katze war ein geduldiges Tier. Wir zogen ihr ein Taufkleid an und fuhren sie im Puppenwagen spazieren. Eines Tages wurde ihr das zu viel und sie rannte so schnell sie konnte über den Bahnsteig und den Gästen die auf einen Zug warteten zwischen die Beine.

Auf dem Abstellgleis stand ein Personenwagen. In dessen Abteilen konnte man herrlich Vater, Mutter Kind spielen. Immer ein Anziehungspunkt für uns.

Wegen der Gefährlichkeit war es uns verboten über die Gleise zu gehen. Eines Tages war eine Rangierlok da und mein Vater bat den Lokführer die Waggons ein Stück aus dem Bahnhof zu

fahren. Das war ein Schreck. Wir hatten Angst. Unser Vater war im Nebenabteil und sagte, dass er hoffe, dass das eine Lehre für uns gewesen sei.

Wir waren drei Familien, die sich öfter zum „Kaffeeklatsch“ - allerdings bei Milch und Keksen trafen.

Leider hielt die Ehe meiner Eltern nur fünf Jahre. Sie ließen sich in beiderseitigem Einverständnis scheiden.

So zogen wir mit der Mutter zu den Großeltern nach Königsberg in die Voigtstraße, in die Wohnung, in der ich auch geboren wurde.

Mittlerweile war Krieg und der jüngste Sohn der Großeltern, unser Onkel, hatte Heimaturlaub bekommen. Ich erinnere mich, wie er von den Gräueltaten der Wehrmacht, von Vergewaltigungen, Plünderungen und Tötungen berichtete.



Lieselotte und Helga Schibath mit ihrer Mutter ca. 1941

Obwohl ich noch ein kleines Mädchen war, war es mir unbegreiflich, wie Menschen so grausam sein können, ich habe das nie vergessen.

Mein Onkel hatte sich in Russland eine Balalaika gekauft und spielte uns einige russische Lieder vor. Er ging mit uns Kindern am Schlossteich spazieren und zum Café Gehlar, dort gab es Kuchen. Für unsere Großeltern kauften wir noch Marzipan, und es freute sie sehr, dass wir an sie gedacht hatten.

Mit unserer Mutti besichtigten wir das Königsberger Schloss. Dort waren viele Bilder aus dem Leben von Königin Luise (1776-1810) ausgestellt. Das beeindruckte mich sehr, sie war eine schöne und tapfere Frau. Auf der Flucht vor Napoleon schrieb sie in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie in kummervollen Nächten auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Das Wahrzeichen der Stadt Königsberg – das Schloss – wurde im August 1944 durch alliierte Bombengriffe schwer beschädigt und mehr als zwanzig Jahre später auf Befehl Breschnews gesprengt.

Meine Großmutter hatte eine Schneiderlehre gemacht. Das versetzte sie in die Lage für andere Leute zu nähen und Kleidung zu ändern, außerdem reinigte sie morgens in aller Frühe bei anderen Leuten die Wohnung, um etwas Geld zu verdienen.

Wenn meine Schwester und ich dann aufwachten, war sie meistens noch nicht da. Wir bauten dann aus unseren Kopfkissen Sessel und die Zudecke wurde unser Tisch. Wir holten uns dann die Milch und einige Kekse, die die Großmutter für uns bereitgestellt hatte. Wenn sie nach Hause kam, brachte sie Brötchen mit und es gab ein richtiges Frühstück.

Die Wohnung war sehr klein und mit Linoleumbelag ausgelegt. Wenn gebohrt worden war, bekamen wir Kinder Wollsocken und durften den gewachsenen Fußboden mit unseren

Wollstrümpfen tanzender Weise blank polieren. An einer Wand stand ein großer Spiegel, der von der Erde bis bald zur Decke reichte. Darin konnte wir Kinder uns bei unserem Tun bewundern.

Bei einem Besuch unseres Vaters sah er unser Vergnügen und verhängte den Spiegel mit einem Bettlaken, da er fürchtete, seine Mädchen würden zu eitel.

Wie schon öfter, so suchte der Großvater mal wieder seine Brille. Die Großmutter und wir beide suchten fleißig mit, bis der Großvater selbst merkte, dass sie gar nicht verloren war, sondern er sie sich bis ins Haar hochgeschoben hatte. Unsere Großmutter hatte mit uns keinen Ärger. Trotz der Scheidung unserer Eltern hatten wir eine schöne Kindheit, da sich unsere Eltern im Guten trennten.

Kinder sind im Spiel erfinderisch. Im Wohnzimmer unserer Großeltern stand ein großer Esstisch. Der wurde einfach mit Decken zugehängt und so hatten wir zum Spielen unsere eigene Wohnung. Die Oma entfernte vom Bügelbrett den Bezug, stellte das Brett schräg an den Tisch, und so hatten wir auch noch eine Rutsche.

Onkel Fritz, der Heimaturlaub hatte, musste wieder zurück zur Ostfront.

Es war kurz vor Weihnachten, Oma und eine Tante waren mit der Herstellung von Leckereien beschäftigt. Leider konnte ich nicht mithelfen, denn ich hatte Gelbsucht und lag in einem Bett im Wohnzimmer. Unsere Tante wohnte etwas außerhalb von Königsberg. Einige Tage später backte sie zu Hause im Gasherd mit ihren Kindern Dieter und Heidrun Plätzchen. Die Technik war ja noch nicht so weit wie heute und die Gaszuführung erfolgte über einen Schlauch. Vorsichtshalber wurde immer der Gashahn der die Zufuhr regelte, abgedreht, dasd hatten sie diesmal vergessen.

In der Nacht rollten Panzer am Haus vorbei und durch die Erschütterungen löste sich der Schlauch von der Zuleitung und das Gas strömte aus. Die Tante musste wohl noch etwas gemerkt haben und wollte das Fenster öffnen, doch es war zu spät.

Der Soldatensender meldete noch in der Nacht den Tod der drei Menschen. Als mein Onkel davon erfuhr, musste man ihm die Waffe wegnehmen, weil er sich auch töten wollte.

Der Aufenthalt in Königsberg wurde immer gefährlicher und so zogen wir mit unserer Großmutter zu unserem Vater nach Poweien.

Wir saßen beim Mittagessen und ich hatte Durst. Meine Großmutter stand auf um mir etwas zu holen. Dabei stellte ich fest, dass sie etwas krumm ging, das kannte man sonst nicht bei ihr. Kindermund tut Wahrheit kund – und ich machte einen entsprechenden Vergleich. Daraufhin erhielt ich von meinem Vater den Hosenboden stramm gezogen, es war das einzige Mal, dass ich mich erinnere, von meinem Vater geschlagen worden zu sein.

Eines Nachts hörten wir Explosionen. Da wir uns das nicht erklären konnten, gingen wir Auf den Dachboden um eine gute Sicht zu haben. Der ganze Himmel war rot gefärbt, die Engländer bombardierten Königsberg. Da unsere Mutter und der Großvater dort geblieben waren, machten wir uns große Sorgen. Sie kamen am nächsten Tag und erzählten, dass man vom Hauptbahnhof bis zum Nordbahnhof sehen konnte und das Feuer einen ungeheuren Sog entwickelte, so dass man alle Mühe aufwenden musste, nicht dort hinein gezogen zu werden.

Es gab oft Fliegeralarm. Die Fenster mussten verdunkelt bleiben und es durfte kein Lichtstrahl nach draußen dringen. Vor dem Schlafengehen zog ich mich immer so aus, dass ich mich in Windeseile wieder anziehen konnte, ohne etwas suchen zu müssen. Fliegeralarm verursachte mir immer Darmbeschwerden, was in Stresssituationen auch heute immer noch der Fall ist.

Wir sollten alle auf das ehemalige Kreuzfahrtschiff „Gustlow“, das aber zum „Rot-Kreuz-Schiff“ kenntlich gemacht wurde. Meine Großmutter weigerte sich unter Gewaltandrohung auf das Schiff zu gehen.

Unsere Nachbarn machten sich alle auf den Weg, auch eine Frau mit fünf Kindern. Auf dem Weg zum Schiff wurden sie von Tieffliegern mit Bordwaffen beschossen. Obschon das Schiff mit dem Emblem des Roten Kreuzes weithin sichtbar versehen war, wurde es kurz nach dem Auslaufen versenkt.

Es wurden harte Zeiten. Viele Plünderer zogen durch die Straßen. Eines Tages stand auch einer vor unserer Tür. Die Großmutter war allein zu Haus und so rief sie in ihrer Not: „Arthur komm mal hier her, hier ist einer der will was von dir!“ Der Plünderer verzog sich daraufhin. Es kamen auch nun viele Flüchtlinge durch Poweien mit ihren Planwagen. Wir aber zogen wieder nach Königsberg zurück.

Der älteste Bruder unserer Mutter war Vater geworden. Unsere Mutter wurde die Patin seiner Tochter. Sie fuhr am 17. Januar [1945] ins Ruhrgebiet und kam am 19. Januar zurück. Sie war sehr aufgebracht, über das was sie dort hatte mit ansehen müssen. Als die Großmutter das alles hörte, war sie so aufgebracht, dass sie zu Gauleiter Koch ging, den sie gut kannte. Selbst seine Sekretärin konnte sie nicht aufhalten und dort ihrer Wut Luft machte, indem sie ihrer Meinung mit krassen Worten Nachdruck verlieh, und androhte sich auf dem Weg zu Hitler zu machen, da sie nicht glaubte, dass Hitler von all den Gräueltaten wusste. Zum Glück kam es nicht dazu und der Ausbruch blieb ohne Folgen.

Flüchtlinge zogen auch mit Pferd und Wagen, mit Handkarren und zu Fuß durch Königsberg. Auch sie wurden immer wieder von Tieffliegern bei ihrer Flucht über das Frische Haff das Kompletzt zugefroren war, beschossen. Viele ertranken auch in der eiskalten See und erreichte nie ihr Ziel.

Die Versorgung mit dem Lebensnotwendigen wurde immer schlimmer. Pferde, die erfroren in den Straßen lagen, dienten der Versorgung mit dem Nötigsten. Als Königsberg eingeschlossen wurde, wollte mein Vater uns in einem Waggon eines Transportzuges unterbringen um in den Westen zu gelangen. Meine Mutter hatte eine andere Vorstellung. Sie kannte einen Offizier der Luftwaffe und dieser wollte uns mit dem Versorgungsflugzeug ausfliegen. Meine Großmutter wollte aber nicht ohne den Großvater und meine Mutter nicht ohne die Mutter fliehen.

Unsere Großmutter glaubte immer an das Gute im Menschen und sagte, die da kommen sind auch nur Menschen. Als aber die Stadt eingeschlossen wurde, sollte sie eines anderen belehrt werden. Immer wenn die russische Wehrmacht einen Teil der Stadt eingenommen hatte, und von der deutschen Wehrmacht zurückgeschlagen wurde, bot sich ein Bild des Grauens. Grausamkeiten die sich hier nicht schildern lassen, waren an der Tagesordnung.

Großvater erhielt auch den Marschbefehl sein Zu Hause in Königsberg zu verlassen. Er sagt nichts davon zur Großmutter.

Als die russische Armee Königsberg mit „Stalinorgeln“ beschoss, mussten wir tagelang im Keller zubringen. Unsere Mutter hatte Mitleid mit uns, dass wir nur dort hockten und meinte wir sollten mal wieder an die frische Luft. Wir waren gerade bis vor der Haustür, als wir ein Zischen vernahmen. Ein deutscher Soldat, der gerade in der Nähe war, warf sich als Schutz über uns, und das Geschoss schlug ganz in der Nähe ein.

Wenn man die Geschosse der Stalinorgel aufheulen hörte, ging ihre zerstörerische Bahn über uns hinweg.

Es war wieder Fliegeralarm und wir waren im Keller, als wir ein Rauschen hörten.

Der Luftschutzwart schrie nur noch „raus hier, das Haus brennt“. Wir kamen in eine größeren Keller als Luftschutzraum.

Bei einem Bombenangriff wurde ein Bunker getroffen, die Türen hatten sich verzogen und ließen sich nicht mehr öffnen und viele Menschen starben, weil ihnen die Lunge platzte.

Als die russische Armee nach langen schweren Kämpfen Königsberg einnahmen, holten sie uns aus dem Keller, trieben sie uns vor sich her und benutzten uns als Schutzschilde vor den deutschen Soldaten.

Durch die Straßen durch die sie und trieben waren deutsche Soldaten von russischer Wehrmacht an Laternen aufgehängt worden. Aus einem Keller in unserer Nähe hatte ein deutscher Soldat auf russisches Militär geschossen. Daraufhin rächten sich diese und haben alle in dem Keller anwesenden Menschen, einschließlich Kinder, enthauptet. Wir nahmen an es waren Mongolen, da sie mit einem Säbel bewaffnet waren.

Die russischen Soldaten führten uns in einen Hinterhof mit Werkstatt. Dort war auch ein Ehepaar mit einer 15jährigen Tochter. Mehrere Russen standen Schlange und warteten, dieses Mädchen zu vergewaltigen. Wenn sie bei der Tortur ohnmächtig wurde, gossen sie ihr einen Eimer Wasser über den Kopf. Die Eltern saßen daneben und weinten, da sie das Leid hilflos mit ansehen mussten. Alle Anwesenden litten mit ihnen.

Unsere Großmutter und eine andere Frau wurden zum Verhör geholt. Die Großmutter kam unbeschadet wieder. Sie hatten ihr zwar vorgeworfen, „wir wissen dass Du in der Partei warst, aber ein Russe, der in der Schiffswerft gearbeitet hat, hat gesagt, dass Du eine gute Frau bist!“ Die andere Frau schleppten sie in einen Raum, warfen sie auf eine Matratze. Sie hatte sie so misshandelt, dass sie noch in der Nacht starb. Ein russischer Soldat kam und wollte Uhren von uns. Unsere Mutter nahm uns beide an die Hand und gab ihm zu verstehen, dass wir keine Uhren mehr hätten und sollte uns alle nur auch erschießen. Er legte mit dem Gewehr auf uns an, schoss dann aber auf eine elektrische Lampe über unseren Köpfen. Dann zog er grinsend ab. Nach einigen Tagen steckten die fremden Soldaten das Vorderhaus der Werkstatt in Brand und ließen uns erst hinaus, als die Werkstatt vom Funkenflug in Brand gesetzt wurde, und sie selbst die Hitze nicht mehr ertragen konnten, liefen wir durch das Tor.

Wir verließen die Stadt. In den Straßen war es heiß, vom glimmenden Feuer in den Ruinen. Der Teer des Straßenbelags war weich.

Ein russischer Offizier half uns eine Unterkunft in einem nicht zerstörten Haus zu finden.

Unsere Mutter hatte für alle Fälle vorgesorgt mit Tabletten, denn sie wollte uns dieses große Leid ersparen. Als der Offizier kam um nach uns zu sehen, sah er was meine Mutter vorhatte, und schlug ihr die Tabletten aus der Hand. Da der Fußboden mit allerlei Papier und Unrat bedeckt war, wir außerdem kein Licht hatten, fanden wir nicht mehr alle Tabletten. Wasser gab es auch keins, so nahmen wir die restlichen Tabletten mit monatealtem Blumenwasser.

Immer wieder hörte man Frauen schreien. Die Tablettendosis hatte – zum Glück – nicht gereicht. Wir wachten am anderen Tag gegen Abend wieder auf. Danach fieberte meine Schwester immer wieder.

In dem Zimmer in dem, wir uns befanden stand auch noch ein Klavier, auf dem die Noten noch lagen. Der Offizier der uns in diese Unterkunft gebracht hatte. Dieser spielte auf dem Instrument Melodien, die wir kannten und mitsingen konnten.

Leider war unser Bleiben hier nicht lange. Der russische Generalstab bezog das Haus und wir gingen zurück in die Stadt.

Das Elisabeth Krankenhaus war unser Ziel. Auf dem Weg dorthin passierten wir einen Park, in dem vier nackte, tote Frauen lagen. Die Vergewaltiger hatten ihnen Stöcke in den Unterleib gerammt. Ein deutscher Soldat, der in diesem Irrsinn den Verstand verlor, irrte ziellos mit starrem Blick durch die Straßen. Endlich dort angekommen, stellten wir fest, dass wir nicht die Einzigen waren. Das Haus wurde von Nonnen geführt. Die russischen Soldaten machten sich einen Spaß daraus, sich die Nonnen zu holen. Diese hatten einen Kreis gebildet und

hielten sich an den Händen und schrien so laut sie konnten, was ihnen aber nichts nützte, um dem Schicksal einer Vergewaltigung zu entgehen.

Unsere Mutter lag eine Nacht unter einer Toten, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden. Hier konnten wir nur zwei Tage bleiben, dann zogen wir in die Voigtstraße, in das einzige Haus was dort noch stand. In diesem Haus waren schon viele Familien. Meine Schwester und ich sowie noch zwei andere Mädchen suchten in Ruinen und Kellern nach etwas brauchbarem.

Es war inzwischen so weit, dass es tagsüber schon einmal heiß werden konnte, und die Ruinen boten keinen Schutz vor der Sonne. Wir hatten furchtbaren Durst. Als wir an den Schlossteich kamen, konnten die beiden Mädchen und meine Schwester sich nicht mehr beherrschen und tranken Wasser aus dem Teich, in dem nicht weit weg ein totes Pferd schwamm.

Nach wenigen Tagen bekam meine Schwester Typhus. Ein deutscher Arzt versorgte meine Schwester öfter, brachte auch Medikamente und ebenso Chlorkalk zum Wäsche waschen. Ein großer Lappen wurde damit getränkt, um vor die Tür des kleinen Zimmers zu legen, damit die Krankheitserreger nicht weiter getragen werden sollten, denn die Krankheit war meldepflichtig. Meine Schwester sollte ins Krankenhaus, jedoch dort kam so gut wie keiner lebend wieder heraus, es fehlte an Ärzten, Schwestern und Medikamenten. Der Arzt der meiner Schwester und vielen anderen das Leben rettete war plötzlich nicht mehr da. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Einige Wochen später bekam ich die Bakterienruhr und musste ins Krankenhaus. Aus diesem floh ich nach zwei Tagen und wurde zu Hause gesund gepflegt.

Die Russen holten immer wieder Frauen und brachten sie zur Arbeit in landwirtschaftliche Betriebe – jetzt Kolchose. Aber sie kamen nicht mehr zurück.

Die russischen Soldaten wunderten sich, dass in dem Haus in dem wir wohnten, nur Kinder und alte Leute anzutreffen waren. Wenn die Frauen schon ahnten, dass ein solches Unternehmen anstand, stiegen sie aus den nach hinten liegenden Fenstern und versteckten sich in den Ruinen. Doch das ging nicht lange gut, da hatten die „Eroberer“ den Trick entdeckt. Unsere Mutter kam auch auf die Kolchose und musste dort schwer arbeiten. Bei einer günstigen Gelegenheit floh sie und kam völlig entkräftet und einer fiebrigen Blasenentzündung zurück. Auch die Großmutter war in dieser Zeit erkrankt und war bettlägerig. Die Not war groß. Ich nahm einige Sachen, die wir erübrigen konnten, und tauschte sie gegen einen kleinen Sack Kartoffel und ein Pfund Graupen ein. Daraus versuchte ich eine Suppe zu kochen und als sie fertig war und ich wollte sie verteilen, schwamm eine tote Maus darin. Trotz großen Hungers konnte ich nichts essen. Um das zu erklären sagte ich, dass ich schon gegessen hätte.

Aus Kerzenwachs den unsere Mutter schmolz, machte sie mit Russ schwarze Schuhcreme und goss sie in vorhandene Gefäße.

Damit gingen wir dann auf den „Schwarzen Markt“ und verkauften sie, was natürlich verboten war. Die Russen machten auch oft Kontrollen. Wen sie erwischten luden sie auf Lastwagen und diese Menschen verschwanden für einige Tage im Gefängnis.

Meine Mutter und ich passten immer gut auf. Einmal war es fast zu spät. Wir rannten so schnell wir konnten, sie schossen hinter uns her. Auf gleicher Straße kamen uns zwei russische Soldaten entgegen. Unsere Verfolger riefen ihnen zu uns aufzuhalten. Die beiden taten als würden sie nichts verstehen. Wir liefen in eine Ruine und dort in den Keller. Hier befand sich ein „Durchbruch“ ins nächste Haus und von dort ging es über Hof. Wir waren gerettet.

Unsere Mutter bekam Arbeit in der Küche einer russischen Kaserne. Wenn etwas an Essen übrig blieb, durfte sie es mitnehmen.

Auf dem Weg zur Arbeit wurde unsere Mutter Zeugin wie ein etwa zehnjähriger Junge von einem russischen Lastwagen angefahren wurde. Kurzerhand halfen sie meiner Mutter auf den Lastwagen und legten ihr das schwerverletzte Kind in den Arm. Die Fahrt ging zu einem russischen Lazarett. Als sie endlich dort ankamen, war der Junge in den Armen meiner Mutter gestorben.

Nach einiger Zeit wurde die russische Einheit, bei der meine Mutter in der Küche tätig war, verlegt. Dadurch verlor sie ihre Arbeit.

Am Ende unserer Straße war eine Straßensperre errichtet worden. Alles was zu finden war – von alten Badewannen über jeglichen Schrott, Hausrat, alles was sich dafür eignete und etwa zwei Meter hoch. An einer Stelle war ein schmaler Durchlass. Dort lag auch noch ein erschossener Mann. In einer Wohnung uns gegenüber hatte sich ein altes Ehepaar das Leben genommen. Diese Personen durften erst nach einer Woche beerdigt werden.

Wenn wir Wasser benötigten, mussten wir durch ein zerbombtes Haus, in dem ein deutscher Soldat an einer Mauer lehnte, der bis zur Unkenntlichkeit verbrannt war. Unsere Großmutter glaubte immer darin ihren ältesten Sohn zu erkennen, der schon lange als vermisst gemeldet war.

Hinter dem Haus war ein Brunnen, der nur aus einer großen runden Öffnung im Erdboden bestand. Kein Aufbau, nur ein Schacht. Da es wieder Winter war, war der Rand vereist, weil jeder beim Wasser schöpfen, auch Wasser verschüttete. Deshalb mussten wir um an das Wasser zu gelangen, uns auf den Bauch legen. Das war ein schwieriges Unterfangen.

Ein wenig davon entfernt, gab es ein Verwaltungsgebäude, das nicht mehr benutzt wurde. Dort lagen Papier, Bleistifte und andere Büromaterialien. Ich nahm mir einen Stapel Papier und ... ich kann nur sagen es war grausam was ich da sah.

Als wir das Gebäude verließen, sahen uns einige Russenjungen. Sie verfolgten uns und wir liefen in ein fast zerstörtes Eckgebäude bis ins vierte Stockwerk. Dort lagen lange Bretter, diese legten wir in ein gegenüberliegendes Fenster und gelangten so in das nächste Haus. Wir zogen aber die Bretter dann schnell weg und ließen sie einfach fallen, so war der Fluchtweg abgeschnitten und wir für unsere Verfolger nicht erreichbar. So kamen wir dann auf eine andere Straße.

Meine Mutter und ich fanden einen Keller, in dem etliches an Wolle gelagert war. Großmutter und Mutter strickten daraus Jacken und Pullover. Zum Glück hatten wir einen Herd, den wir mit Holz das wir in den Ruinen fanden, heizten. Mutter und Oma saßen dicht dabei mit ihrer Strickarbeit und ich saß auf der Abstellplatte und häkelte Puppensachen. Wir hatten auch etwas besseres Strickgarn mit dem wir die Sachen verschönerten. Mit den Stricksachen fuhr meine Mutter mit mir in die russische Siedlung und wir tauschten alles gegen Lebensmittel. Selbst die von den russischen Familien geworfenen Kartoffelschalen nahmen wir mit. Diese wurden gründlich gesäubert und dann zu Suppe verarbeitet.

Wieder einmal mussten wir das Haus verlassen, in dem wir Unterschlupf gesucht hatte. In das Haus das wir jetzt zugewiesen bekamen, war von einer Granate getroffen worden und schwer beschädigt. Die Wohnung teilten wir uns mit einer Frau und zwei erwachsenen Kindern - einem Sohn und einer Tochter.

Unsere Mutter bekam wieder Arbeit und als Lohn 250 Gramm Brot täglich. Das russische Brot war so nass, wenn man es teilte blieb nur für jeden eine dünne Scheibe.

Wir sammelten Eicheln, rösteten sie und mahlten sie in einer Kaffeemühle, und brühten sie als „Kaffee“ auf. Hauptsache war etwas nahrhaft und warm.

Es war der kalte Winter 1946. Zum Heizen hatten wir nur einen Herd in der Küche. Unsere Mutter hatte einen Dorsch erstanden. Wir Kinder bekamen die rohe Dorschleber, das sollte uns kräftigen.

Einen Tag vor Heiligabend ging ich in einen nahen Park um uns eine kleine Tanne zu besorgen. Gerade als ich sie geschlagen hatte, kam ein Russe auf mich zuz. Ich lief mit der Tanne so schnell es ging und ich konnte ihm entkommen. Für Heiligabend hatte unsere Mutter für jeden ein Roggenbrötchen organisiert. An diesem Abend sangen wir mit den Mitbewohnern alle Weihnachtslieder die wir kannten. Dem Wohnhaus in dem wir wohnten, war gegenüber eine Feuerwache, in der russische Soldaten untergebracht waren. Sie öffneten Fenster, um uns besser hören zu können. Zum Schluss sangen wir auch noch einige Verse des Deutschlandliedes, was selbstverständlich verboten war und unter Strafe stand. Aber scheinbar hatten unsere „Eroberter“ dafür Verständnis, denn auch sie hatten Heimweh nach ihren Familien.

Eine Russin war schwer krank, sie starb ein paar Tage nach Weihnachten. Die Mutter der beiden erwachsenen Kinder die mit im Haus wohnte, starb am zweiten Feiertag. In dieser Zeit starben viele Menschen an Hunger und Kälte. Die Russen legten ihre Toten in Tücher oder Decken gehüllt vor die Türen. Das taten auch die beiden jungen Leute mit ihrer Mutter. Russische Lastwagen sammelten die Toten und brachten sie in eine Leichenhalle. Die Erde war aber so hart gefroren, dass ihnen nichts anderes übrigblieb als die Toten zu verbrennen.

Als das erste Grün kam, ernährten wir uns von Girsch, Löwenzahn und anderen essbaren grünen Blättern.

Viele Menschen gingen nach Litauen, so auch unsere Mutter. Nach einigen Tagen kam sie wieder, um mit uns dorthin zu gehen.

Wir gingen also zum Güterbahnhof und dort stand ein Zug der nach Litauen fahren sollte, es war mit Holzstämmen beladen. Auf einem Waggon saßen zwei Russen, sie halfen uns alle, damit wir mitkamen. Meine Schwester und ich krochen zwischen die Stämme und meine Großmutter und meine Mutter nahmen die beiden Russen zwischen sich. Die Patrouille war der Meinung die beiden Frauen gehörten dazu und fanden alles in Ordnung.

Kurz vor Wilna blieb der Zug stehen, weil er noch keine Einfahrt in den dortigen Bahnhof hatte. Wir bedankten uns bei den Russen und stiegen ab und gingen in das unbekannt Land um zu betteln. Es kam selten vor, dass man uns nicht ins Haus ließ und mit Essen versorgte. Sie ließen uns auch im Haus oder in Scheunen schlafen. Eine Familie nahm uns auf und machte uns auf dem Fußboden ein Strohlager. Im Raum stand sogar ein Eimer für die Notdurft. In einigen Häusern gab es nur einen festgestampften Lehmfußboden.

Wenn wir auf einen Hof kamen und merkten, dass man uns nicht haben wollte, stahlen wir die Seife von einem Fensterbrett neben der Tür über der Wassertonne. Seife war für uns eine Kostbarkeit, damit konnten wir uns in kleinen Bächen unsere Kleidung waschen. Ein besonderes Problem war das Absuchen der Kleider nach Läusen, sowie das Kämmen mit dem Läusekamm. Das war eine tägliche Prozedur bei jedem Wetter.

Unsere Großmutter hatte mittlerweile große Schwierigkeiten mit dem Laufen und meinte, es sei besser wenn wir uns trennten, dann könne sie bei den Bauern nähen und sich so einige Tage ausruhen. Also trennten wir uns.

Ich wurde schwer krank und meine Mutter musste mich bei einem Bauernehepaar zurücklassen. Für mich war es eine sehr schwere Zeit, denn ich wusste ja nicht, ob meine Mutter mich wiederfinden würde, oder ob sie vielleicht von Russen geschnappt wurde.

Sie hat mich wiedergefunden.

Wir zogen weiter und kamen in ein Dorf in dem eine deutsche Familie wohnte. Diese gab uns ein Zimmer und die Dorfbewohner versorgten uns mit Lebensmittel. Es gab keine Toiletten. Alle gingen wenn es nötig war auf das schneebedeckte Feld, das im Mondlicht glitzerte.

Irgendwo waren die Russen auf Partisanen gestoßen. Die töteten einen russischen Offizier. Daraufhin nahmen die Russen einen Partisan gefangen. Sie banden ihn an ein Pferd und schleiften ihn damit zu Tode.

Die Partisanen ließen uns eine Nachricht zukommen, wir sollten sofort fliehen. Gerade schafften wir es noch bis in den Wald. Von dort aus beobachteten wir, dass die Russen mit Lastwagen vorfuhrten und alle Dorfbewohner aufluden und wegschafften. Die Dorfbewohner versorgten die Partisanen mit Lebensmittel, das hatten die Russen herausgefunden. Die Partisanen hatten wohl nicht damit gerechnet, dass alle Dorfbewohner weg gebracht wurden. Sie hatten wohl angenommen, nur wir seien in Gefahr, da die Russen uns bis dahin geduldet hatten.

Es war mal wieder Winter, der Schnee lag hoch und wir hatten keine Schuhe, waren barfuß. Unsere Mutter hatte sich noch zweier Kinder angenommen, ein Mädchen und ein Junge. Wir gerieten in einen Schneesturm. Das Mädchen versank bis zum Bauch im tiefen Schnee, so dass wir sie befreien mussten.

Unsere Mutter ließ uns an einem sicheren Ort zurück, ging in eine nahe, kleine Stadt und kam mit Schuhen für uns alle zurück. Es waren weiche Lederlappen, die mit Bändern zusammengehalten wurden.

In der Stadt erfuhr sie, dass die Russen die Deutschen aus Königsberg herausbringen wollten. Daraufhin bemühten wir uns an einen Zug zu kommen, der nach Königsberg ging. Dort wieder angelangt, fanden wir Unterkunft in einer zerbombten Fabrikhalle. Hier fanden wir auch unsere Großmutter wieder. Die Freude war groß.

Unsere Mutter bekam wieder Arbeit in einem russischen Haushalt. So hatten wir wenigstens etwas zu essen. Aber im Lager kamen immer mehr Deutsche an. Gekocht wurde hier auf Steinen. Nachts kamen die Ratten. Sie griffen alles an.

Meine Schwester bekam Malaria. Meine Mutter bekam für sie von einem Arzt Tabletten. Es dauerte nicht lange und ich hatte die Krankheit ebenfalls. Mit einem noch vorhandenen Rest an Tabletten schaffte ich damit auch die schlimmste Hürde, denn Kranke durften nicht ausreisen und das wollten wir doch. Die russische Familie, bei der die Mutter arbeitete, wollten sie gern behalten. Proviant für eine lange Reise war nicht vorhanden.

Man fuhr uns zunächst mit Lastwagen zum Bahnhof. Dabei kamen wir an einem Lager mit gefangenen deutschen Soldaten vorbei. Sie riefen uns zu: „Grüßt die Heimat!“ Wir kamen zunächst in eine große Halle. Als die Türen geöffnet wurde, um in den Zug zu gelangen, wollte jeder der Erste sein. Viele stolperten und fielen hin, es war schrecklich. Oft stand der Zug auf einem Abstellgleis, weil andere Züge Vorrang hatten. Der Proviant war schon lange verbraucht und der Magen knurrte. Als wir endlich in Leipzig ankamen, empfingen uns Rot-Kreuz Mitarbeiter auf dem Bahnsteig mit einer warmen Suppe. Dann brachte man uns in ein Auffanglager bei Leipzig. Bekleidet war ich mit einer Bluse aus Gardinenstoff und einem Rock aus Inlett Stoff. Hier mussten wir uns nackt ausziehen durch eine große Halle gehen, in der wir mit Entlausungsmittel abgespritzt wurden. Es war ein unheimliches Gefühl.

Nach einiger Zeit bekamen wir in Leipzig zwei Zimmer bei drei älteren Damen zugewiesen, eine war Lehrerin, eine Studienrätin und ein Professorin.

Durch die Kriegsergebnisse und die unmittelbare Nachkriegszeit, sowie durch immer wiederkehrende Malariaattacken war meine schulische Entwicklung etwas chaotisch. Es waren Fehljahre da, die auch nicht mehr nachzuholen waren.

Meinen Berufswunsch konnte ich auf diese Weise nicht realisieren. So trat ich eine Schlosserlehre in einem Kraftwerk in Leipzig an. Im dort bestehenden Werkschor war ich seit 1951 und war vorgesehen mit dem Chor zu den Weltfestspielen nach Ost-Berlin zu fahren. Da dort eine Schwester meiner Großmutter wohnte, bekam ich die Erlaubnis bereits eine Woche früher dort hinzureisen. Meine Mutter hatte mir eine schriftliche Genehmigung gegeben, dass sie mit meiner Flucht einverstanden sei. Also fuhr ich stattdessen zu Bekannten nach West-Berlin. Nach einer Woche wurde ich als Flüchtling nach Hamburg ausgeflogen und kam in das Auffanglager Uelzen. Da ich eine Genehmigung meiner Mutter hatte, konnte man mich als Minderjährige nicht nach Leipzig zurückschicken.

Da ich bei der Flucht in einem schlechten Gesundheitszustand war, schickte man mich in ein evangelisches Erholungsheim in den Harz. Dort war es möglich einen hauswirtschaftlichen Kurs zu machen, was ich auch annahm. Das hieß je eine Woche, Küchenarbeit, Gartenarbeit, Stubenmädchen und Stalldienst. Wir legten auch eine Prüfung ab, die ich mit „gut“ bestand.

Nach acht Wochen bekam ich eine Fahrkarte und durfte zu meinen Großeltern nach Friebertshausen bei Marburg. Dort bekam ich Arbeit als Hausangestellte.

Zwischenzeitlich war meine Mutter auch geflohen und als politischer Flüchtling anerkannt worden. Sie hatte eine kleine Wohnung in Viersen bekommen und holte meine Schwester und mich zu sich. So kamen auch wir beide nach Viersen. Im Betrieb von Groschop bekamen wir drei Arbeit, und fanden eine neue Heimat.

Pressespiegel zur Veranstaltung am 27.04.1995

Noch Jahre danach Angst bei Feuersalarm

Frauen berichteten über ihre Erlebnisse während des Kriegs

Von unserer Mitarbeiterin
Wibke Busch

Viersen. Zeitzeuginnen kamen zu Wort: Josefine Viehoff, Margret Hesse und Lieselotte Kleu, drei Viersenerinnen, berichteten, wie sie das Kriegsende in Viersen erlebten.

Bereits seit Herbst habe sie Frauen aufgerufen, ihre Erlebnisse am Ende des zweiten Weltkrieges aufzuschreiben, berichtete die Moderatorin, Gleichstellungsbeauftragte Brigitte Kampskosfeld. Aus den Einsendungen hatte sie die Texte von Josefine Viehoff, Margret Hesse und Lieselotte Kleu ausgesucht, die von jungen Frauen im Rahmen der Ausstellung „Kriegsende und Neubeginn in Viersen“ vorgelesen wurden.

Die 1935 geborene Margret Hesse erlebte die Kriegszeit als Kind. Die furchtbaren Erinnerungen an Luftangriffe und Tiefflieger hätten einen bleibenden Schrek-

ken hinterlassen. Noch Jahre nach Kriegsende habe sie sich bei jedem Feuersalarm gefürchtet. Sehr persönlich berichtete sie über die schrecklichen Erfahrungen: Im Dezember '41 habe sie den Absturz einer britischen Militärmaschine miterlebt, deren Treibstoff in die Schutzkeller gelaufen sei. Die Explosion habe viele Menschenleben gekostet. Eindringlich schilderte sie ihre vielen Stunden im Luftschutzkeller; die furchtbaren Bombennächte; wie sie als Kind auf dem Weg in die Kirche knapp einem Luftangriff entgangen sei. Im Februar '45 habe sie den schwersten Luftangriff auf Viersen erlebt und gesehen, wie die Remigiuskirche zerstört wurde. Hesse: „Zum ersten Mal wurde mir die Sinnlosigkeit des Krieges klar.“ Die 1912 geborene Josefine Viehoff hatte sich auf die letzten Tage vor Kriegsende konzentriert. Mit acht Erwachsenen und fünf Kindern habe sie im Keller gesessen und gebetet, daß man alles gut

überstehe. Schon bald habe sich das Gerücht verbreitet, daß die Amerikaner kämen. Viehoff: „Überall hörte man „Die Braunen haben die Stadt verlassen“. Der Bericht der nicht anwesenden Lieselotte Kleu führte in die unmittelbare Nachkriegszeit. Einen großen Teil der Kriegszeit habe sie im Allgäu verbracht bei der Kinderlandverschickung. Später forderte sie ihr Gastvater für seinen Hof an, um sie vorder Einberufung als Flakhelferin zu schützen.

Als sie zurück nach Viersen kam, beladen mit Eiern, Butter und Käse, fand sie ihre Eltern halb verhungert vor. Kleu: „Es fiel mir schwer, mich an das Hungerleiden zu gewöhnen“.

Um überleben zu können, habe man Vitamin-B, Beziehungen, gebraucht. Und vieles hätte man UT bekommen, „Unter der Theke“.

Bei der Diskussion entstand ein reger Austausch mit den anderen Zeitzeuginnen. Erzählt wurde von den Schrecken des Naziregi-



Josefine Viehoff (li.) und Margret Hesse berichteten in der Stadtbibliothek über ihre Erlebnisse im und nach dem Krieg.

mes, Familienproblemen nach der Heimkehr der Väter aus dem Krieg und der Angst, die bald zu einem permanenten Lebensgefühl geworden sei.

Auf die Frage, ob es schwer gefallen sei, über die Erlebnisse zu berichten meinte Margret Hesse: „Ich habe mich 50 Jahre danach

erst wieder richtig erinnert. Heute ist das Thema enttabuisiert und man kann offen darüber sprechen“.

Einig waren sich alle über den Sinn solcher Veranstaltungen: Zu erinnern, nicht zu vergessen und vor neuem Terror zu warnen.

Kriegsende aus der Sicht von Frauen

VIERSEN. Kriegsende 1945 und Nachkriegszeit einmal anders erfahrbar zu machen als in der allgemeinen Geschichtsschreibung üblich, war das Anliegen von Brigitte Kamps-Kosfeld, der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Viersen. Im Zusammenhang mit der derzeitigen Ausstellung der VHS in der Stadtbibliothek rief sie daher Frauen, die diese Zeit erlebt haben, auf, ihre ganz persönlichen Geschichten einmal niederzuschreiben. Drei Texte konnten am Donnerstagabend im Ausstellungsraum vorgetragen werden, außerdem waren zahlreiche Zeitzeuginnen erschienen, die persönlich berichteten, und dies nicht nur auf besondere Einladung durch Frau Kamps-Kosfeld.

So ergab sich nach der Lesung, die drei junge, den Autorinnen vorher nicht bekannte Frauen sensibel ausführten, ein angeregter Erfahrungs-

austausch. Deutlich wurde vor allem, daß trotz der Verschiedenheit von Alter, Bildung, Beruf und Orten eines gleich empfunden wurde: Das Kriegsende, das für viele nicht erst am 8. Mai, sondern mit dem Einmarsch der Amerikaner (in Viersen am 1. März) erreicht war, war eine Befreiung vom Terror, sowohl dem des NS-Regimes als auch dem des Luftkriegs. Auch wenn das Leid danach nicht zu Ende war, überwog in der Erinnerung die Freude.

Kriegsereignisse prägen bis heute, und natürlich in besonderem Maße jene, die sie noch als Kinder erlebten. Die zur Markierung der Bombenabwurfstellen gesetzten „Christbäume“, Flakscheinwerfer und die blecherne Stimme des Drahtfunks, die einen Angriff ankündigte, ließen noch im Rückblick erschauern. Den Gesprächsteilnehmerinnen schien das

Erzählen jedoch im allgemeinen keine Schwierigkeiten zu bereiten, im Gegenteil, auch wenn die Verarbeitung einzelnen sicher nicht leicht fiel; fehlte es nicht an humorvollen Anekdoten.

Auch Naziverbrechen, mangelnder eigener Widerstand und andererseits mutige Beispiele von Zivilcourage wurden nicht ausgespart. Dadurch ergab sich das Anliegen, das die Erzählerinnen mit der Veröffentlichung bezweckten: So etwas – und damit waren sowohl Krieg als auch NS-Zeit insgesamt gemeint – darf sich nie wiederholen. Leider waren nur zu wenig Leute, besonders zu wenig junge, gekommen, um Geschichte aus erster Hand zu erfahren.

Brigitte Kamps-Kosfeld möchte gerne eine Sammlung von Erlebnisberichten herausgeben und sucht dazu noch ältere Bürgerinnen, die bis Mitte Mai etwas niederschreiben. nis